

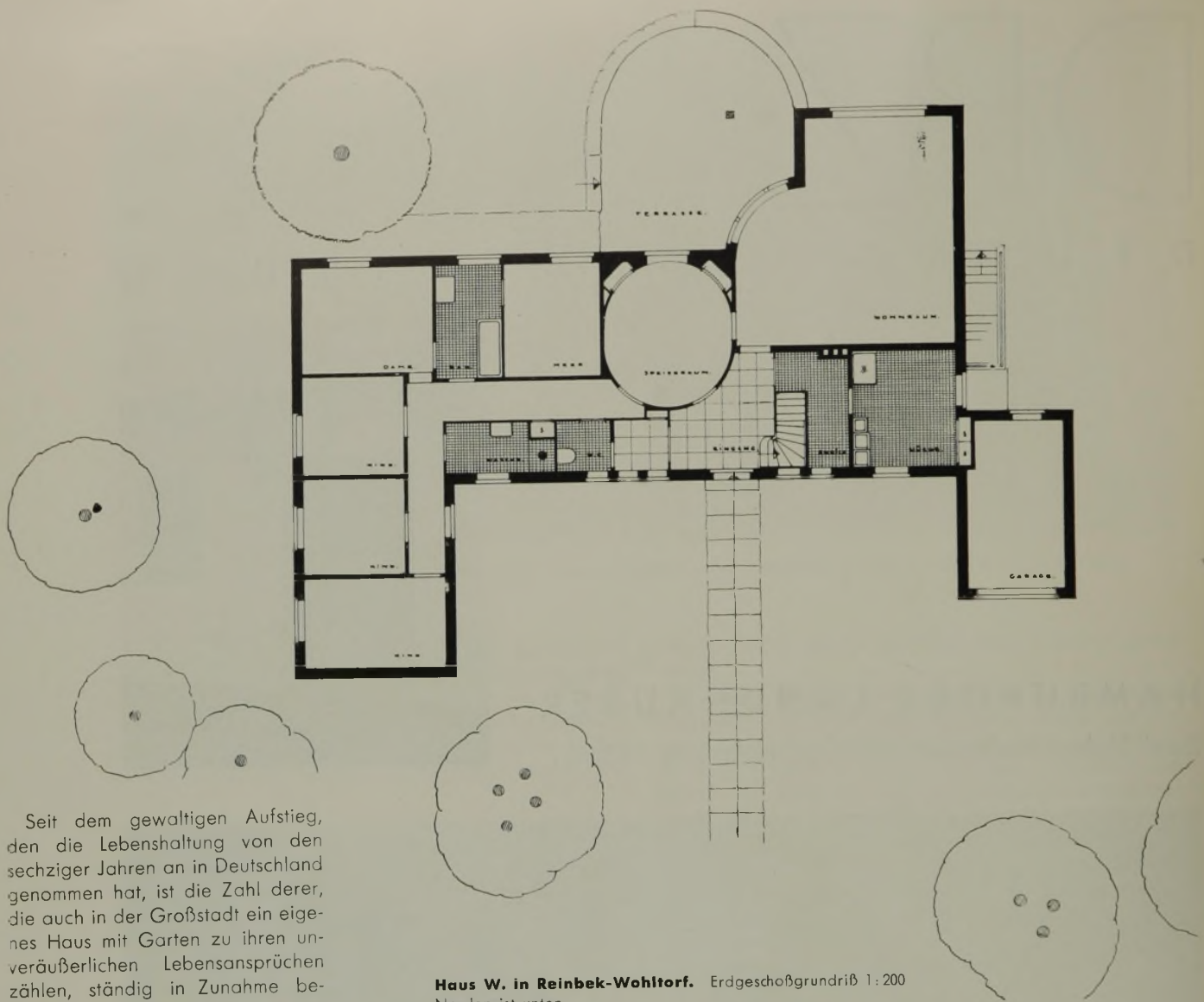


## HAMBURGER LANDHÄUSER

Zwei Einfamilienhäuser von Carl Hermann, Altona



**Haus W. in Reinbek-Wohlforf.** Blick vom Garten. Oben: Eingang auf der Straßenseite.

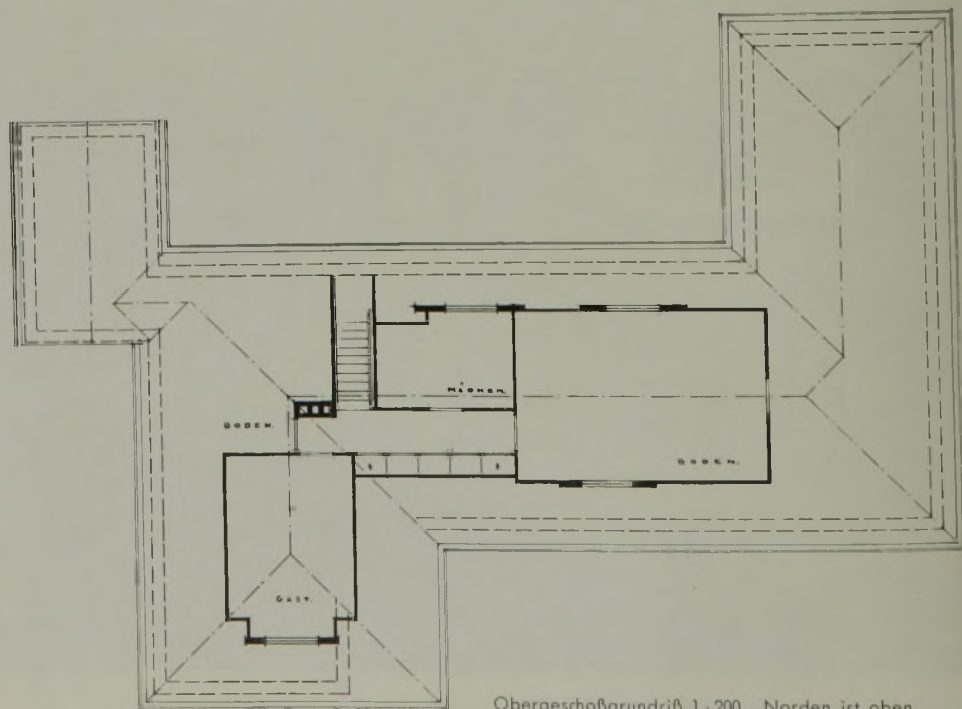


**Haus W. in Reinbek-Wohltorf.** Erdgeschoßgrundriß 1:200  
Norden ist unten

Seit dem gewaltigen Aufstieg, den die Lebenshaltung von den sechziger Jahren an in Deutschland genommen hat, ist die Zahl derer, die auch in der Großstadt ein eigenes Haus mit Garten zu ihren unveräußerlichen Lebensansprüchen zählen, ständig in Zunahme begriffen.

Es dürfte kein Zufall sein, daß die Bestrebungen zur Befriedigung solcher gesteigerter Lebensbedürfnisse zuerst in Hamburg in die Tat umgesetzt wurden, da es in seinem durch Handel und Schiffahrt schon früh wohlhabend gewordenen Patrizierstand die günstigsten Voraussetzungen dafür bot. So konnte Carstenn dort das erste große deutsche Villenbauunternehmen mit Erfolg durchführen. Indem er die Villenstadt Wandsbek bei Hamburg schuf, begründete er gleichzeitig die Tradition des deutschen Villenbaus überhaupt, der von hier aus seinen Siegeszug durch das ganze Reich antrat<sup>1)</sup>. Seit dieser Zeit hat der Eigenhausbau in Hamburg einen immer größeren Umfang angenommen. Ganze Kolonien sind inzwischen in den Walddörfern und Vororten an der Elbe entstanden

<sup>1)</sup> Bekanntlich ging Carstenn mit den in Wandsbek gesammelten Erfahrungen nach Berlin, wo sich seine städtebauliche Tätigkeit in der Gründung Lichterfeldes, der Planung des Kurfürstendamms u. a., sehr segensreich auswirkte.



Obergeschoßgrundriß 1:200. Norden ist oben

#### Erläuterungen zum Haus W. in Reinbek-Wohltorf

Nächst Elbe und Alster gehört das Billelatal in seinem oberen Lauf zu den landschaftlich reizvollsten Teilen der Umgebung von Hamburg. Von Bergedorf bis zum östlichen Rande des Sachsenwaldes schlängelt sich die Bille durch eine hügelig bewegte Landschaft, in der weite und enge Wiesentäler zwischen Waldrücken abseits der Verkehrsstraßen liegen. Das Haus W. liegt in einem Birkenwäldchen vor dem Billelatal. Bei der Planung wurde besondere Rücksicht auf die Erhaltung des vorhandenen Baumbestandes genommen, in den das Haus eingefügt ist. Es wurde als erdgeschossiges Landhaus entwickelt, demgemäß liegen außer den Wohnräumen auch die Schlafräume für Eltern und Kinder zu ebener Erde, ferner ein Bad für die Eltern und Dusch- und Waschraum für die Kinder. Ins Dachgeschloß wurden nur das Mädchenzimmer und ein Zimmer für die Gäste gelegt. Vom Wohnraum aus betritt man die Terrasse mit schönem Ausblick in die Landschaft des Billelats. Durch teilweise Überdachung ist die Terrasse geschützt und wohnlich.

Das Haus ist auf einem Klinkersockel aus Ziegeln aufgeführt, die mit Quelfugen gemauert und mit Dyckerhoff-Weiß geschlämmt sind. Das Dach ist mit grauen Pfannen gedeckt. Der umbaute Raum beträgt 960 cbm.



**Haus W. in Reinbek-Wohltorf**  
Blick von Südwesten

Links: Teil der Gartenfront  
Unten: Rückwärtige Front von Nordosten



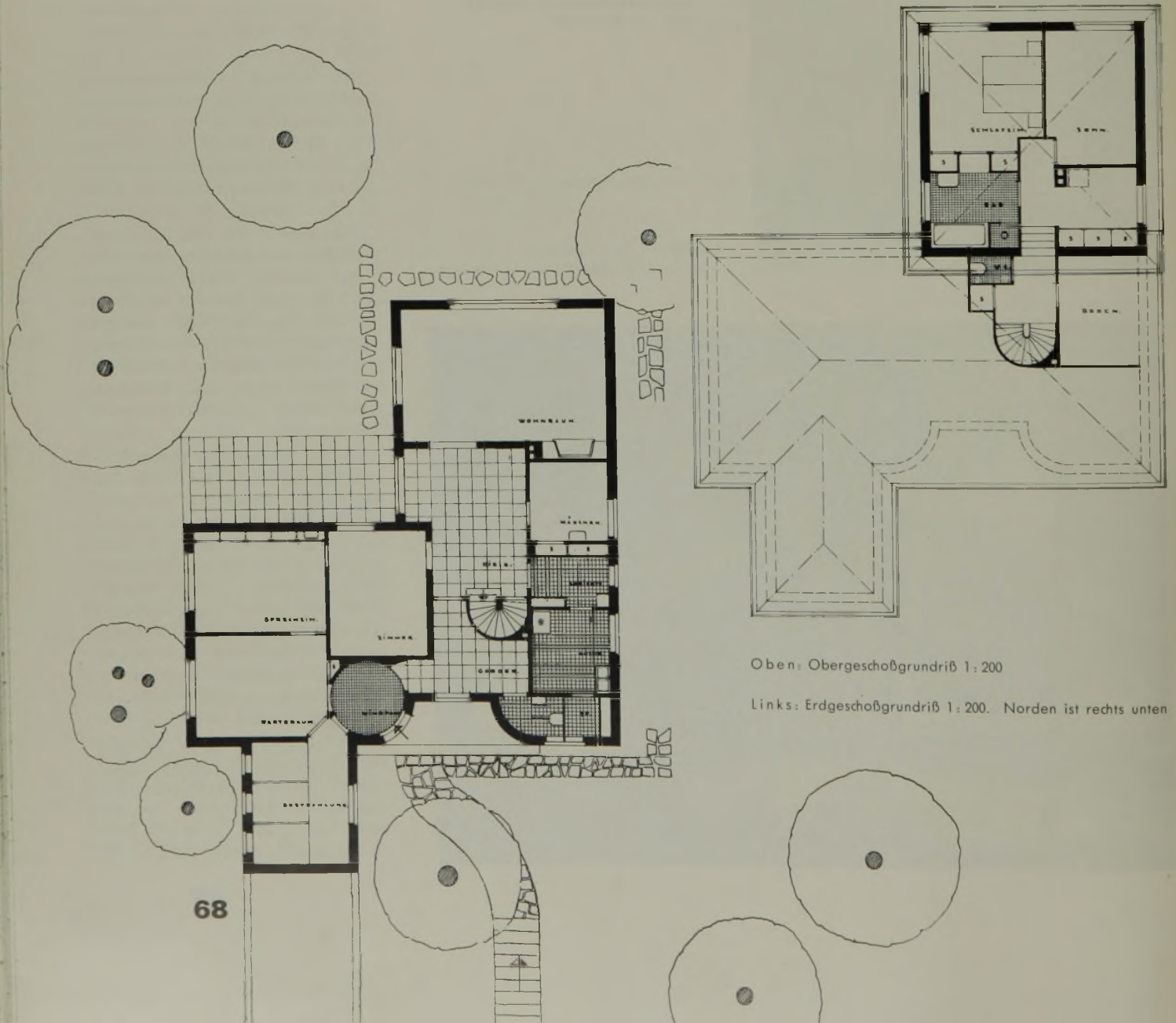
als weithin sichtbares Zeichen Hamburger Wohlhabenheit und Wohnkultur.

War um die Jahrhundertwende noch die gepflegte repräsentative Renaissancevilla mit dem von weißen Marmorplatten strahlenden Souterrain vorherrschend, so trat um 1910 die mehr behagliche Villa an ihre Stelle. Es entstanden Schöpfungen, die der Baukunst Englands und Skandinaviens verwandt waren. Vielfach klangen auch Elemente aus den Hamburg benachbarten Vierlanden und aus dem Alten Lande in die Gestaltung hinein. Der Ziegelstein kam wieder zu Ehren. Auch das Strohdach lebte wieder auf und fand weite Verbreitung.

Der bodenständige niederdeutsche Charakter, der seit dieser Zeit ein typischer Wesenszug des Hamburger Villenbaus wurde, erwies sich als durchaus fruchtbar, so daß er selbst in den Wirren der Nachkriegsjahre weiter gepflegt wurde. Inzwischen hat er nicht nur dem architektonischen Gesicht der Hamburger Vororte das künstlerische Gepräge gegeben, sondern in vielen Teilen Deutschlands Nachahmung gefunden. Hamburg darf also mit Recht für sich in Anspruch nehmen, schon seit langem in kultureller Hinsicht die Erfordernisse gepflegt zu haben, die für das neue Deutschland in erster Linie maßgebend geworden sind. H.



Arzthaus Sch. in Blankenese. Links Wohnteil, rechts Behandlungsteil



Oben: Obergeschoßgrundriß 1:200

Links: Erdgeschoßgrundriß 1:200. Norden ist rechts unten



**Arzthaus Sch. in Blankenese.** Eingangsseite (Blick von Norden)

Das Haus Dr. Sch. liegt als Arzthaus an einer belebteren Straße am Eingang eines der schönen ehemaligen Privatparks in Altona-Blankenese, die heute teilweise der Bebauung mit Landhäusern sowie schon seit längerer Zeit der öffentlichen Benutzung freigegeben sind. In diesem Falle ist die Bebauung der Randteile des Parks unter guter Wahrung des landschaftlichen Charakters, also tieferliegender Wiesenflächen und des hauptsächlichlichen alten Baumbestandes, mit gutem Geschick gelöst, zumal die Bauten durchweg nicht präventios sondern zurückhaltend sich einfügen. So auch dieses Haus. Die Straße schneidet hier in das Gelände ein, so daß sich eine etwa zwei Meter hohe Böschung ergibt. Diese rückt das Haus vom Straßenverkehr ab. Der Aufgang ist in freier Terrassenbildung gärtnerisch reizvoll gestaltet, gleichzeitig erlaubt der Niveauunterschied eine Einfahrt in die unter dem Hause liegende Garage ohne irgendein Gefälle.

Der hochgelegene Garten hinter dem Hause brauchte keine besondere Ausgestaltung außer Sitzplätzen am Hause, da der Park — in der Nähe ohne weitere Bebauung — unmittelbar anschließt, also

gefühl- und sichtmäßig zum Garten gehört, der nur durch eine kaum merkbare niedrige Drahteinzäunung abgeteilt ist.

Der vorhandene Baumbestand und die ganze Situation hatten auch hier wesentlichen Einfluß auf die Grundrißgestaltung, bei der die Arztpraxis zu berücksichtigen war. Der kreisrunde Windfang trennt die Eingänge zur Praxis und zur Wohnung, die im übrigen mit der Praxis durch ein kleines neutrales Zimmer auch direkte Verbindung hat.

Neben dem großen Wohnraum liegt die Diele mit Balkendecke, die gleichzeitig Eßraum ist. Von hier führt eine halbkreisrunde Stein-terrasse ins Obergeschoß, das über dem Wohnteil als Vollgeschoß ausgebildet ist und die Schlafräume enthält. Über den Praxisräumen ist nur ein niedriges nicht ausgebautes Dach ausgeführt.

Die Außenflächen des Hauses sind mit Quelfugen gemauert und mit Dyckerhoff-Weiß geschlämmt. Das Dach ist mit grauen Pfannen eingedeckt. Ein Klinkersockel schützt die Wand, indem er die Schmutzspritzer abfängt. Der umbaute Raum beträgt 1080 cbm. Sp.

Gedeckter Platz am Eingang

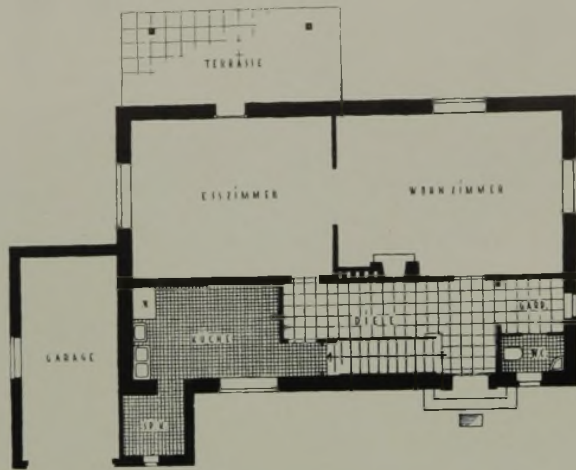


Blick von Nordwesten



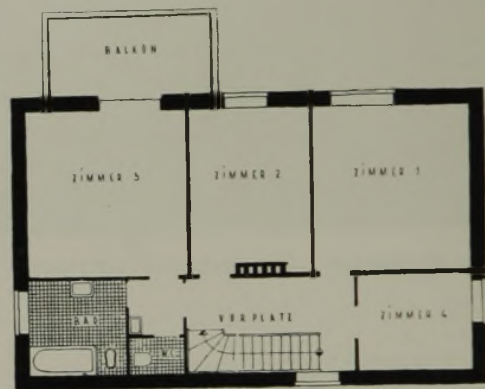
## Vier Bauten der Architekten Elingius und Schramm

Die hier wiedergegebenen Einfamilienhäuser der Architekten Elingius und Schramm mögen wie die Bauten Carl Hermanns von dem hohen Standard heutigen Schaffens und Wohnens in der Hansestadt Zeugnis ablegen. In ihrer Verbundenheit von Haus und Garten werden sie auf jeden Beschauer einen anheimelnden Eindruck ausüben, der durch die ruhige Formgebung und das behagliche Dach noch verstärkt wird. So strahlen diese Bauten ein Gefühl von Geborgenheit aus, wie es dem primären menschlichen Verlangen nach sicherer Umschlossenheit entspricht.



**Haus P. in Reinbek-Wentorf**

Erdgeschoß 1 : 200



Obergeschoß 1 : 200



Gartenseite des Hauses P.



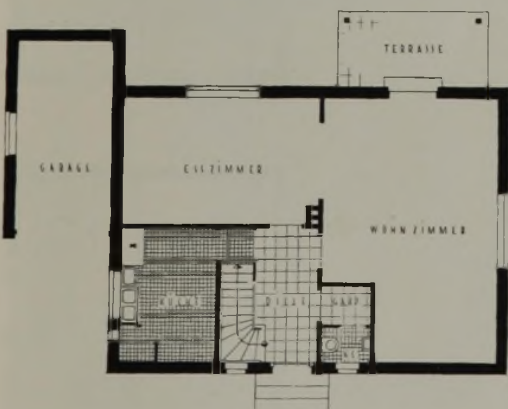
**Haus P. in Reinbek-Wentorf.** Lage des Baues im Garten

Aber es sind nicht nur die schönen blau-roten Klinker und die steilen Pfannendächer, die diesen Bauten ihre herbe Schönheit verleihen und sie so glücklich mit der Landschaft verbinden. Die mit feinstem Gefühl abgewogenen Verhältnisse von schützendem Dach und tragender Wand, von Fenster und Mauerfläche, und die Art, wie die Fenster angeschlagen werden, sind es vor allem, die das hohe Können der Architekten veranschaulichen. Und wenn sie sich auch in weiterer künstlerischer Beziehung weise Beschränkung auferlegten, so finden wir doch viele ansprechende Einzelheiten, manches schöne Portal, aus dem die große Liebe zum Werk offenbar wird. Doch dies ist das Wohltuendste an diesen Häusern:

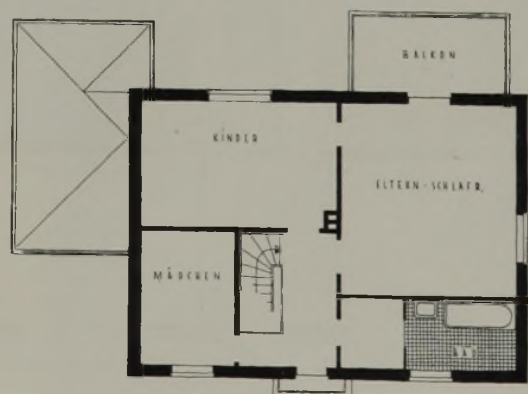
Nichts an ihnen ist Pathos oder falscher Schein. Nirgends ist der Grundriß der Fassade zuliebe vergewaltigt, sondern überall den jeweiligen individuellen Bedürfnissen ihrer Besitzer angepaßt.

Unsere Beispiele dürften allen denen, die Hamburg und seine entzückenden Vororte nicht aus eigener Anschauung kennen, einen deutlichen Begriff davon vermitteln, daß die Bindung an baukünstlerische Überlieferung nicht zu einer Nachahmung klassizistischer Stilformen geführt hat, sondern nur ein Zurückfinden zu den fundamentalen Gesetzen der Baukunst bedeutet, ohne die schlechterdings kein Kunstwerk entstehen kann.

Henniger



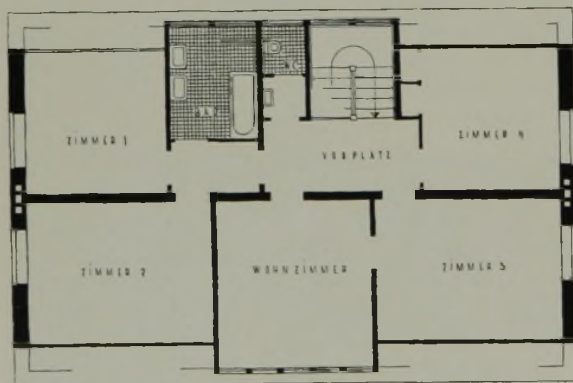
**Haus M. in Poppenbüttel.** Erdgeschoß 1:200 (siehe die Abbildung auf der Umseite)



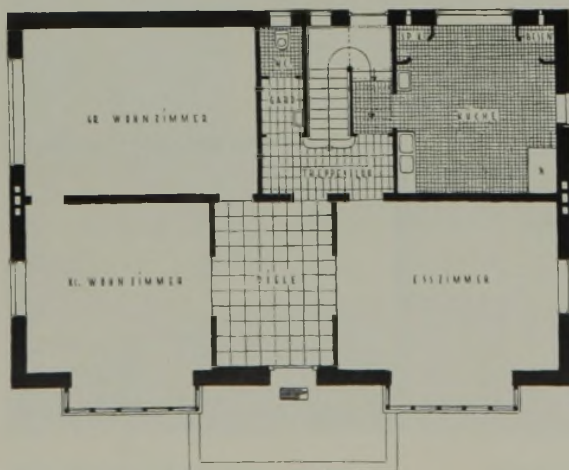
Obergeschoß 1:200



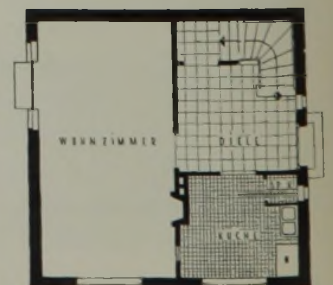
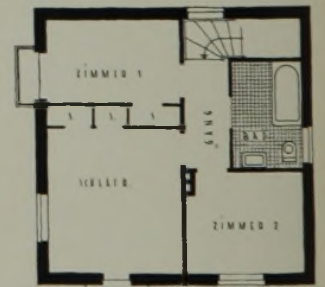
Haus M. in Poppenbüttel



Haus R. in Othmarschen. Ober- und Erdgeschoßgrundriß



Haus J. in Klein-Flottbek  
Ober- u. Erdgeschoßgrundriß



Maßstab aller Grundrisse 1:200





**Haus R. in Othmarschen.** Straßenseite

**Haus J. in Klein-Flottbek.** Rechts Straßenseite, unten Rückseite





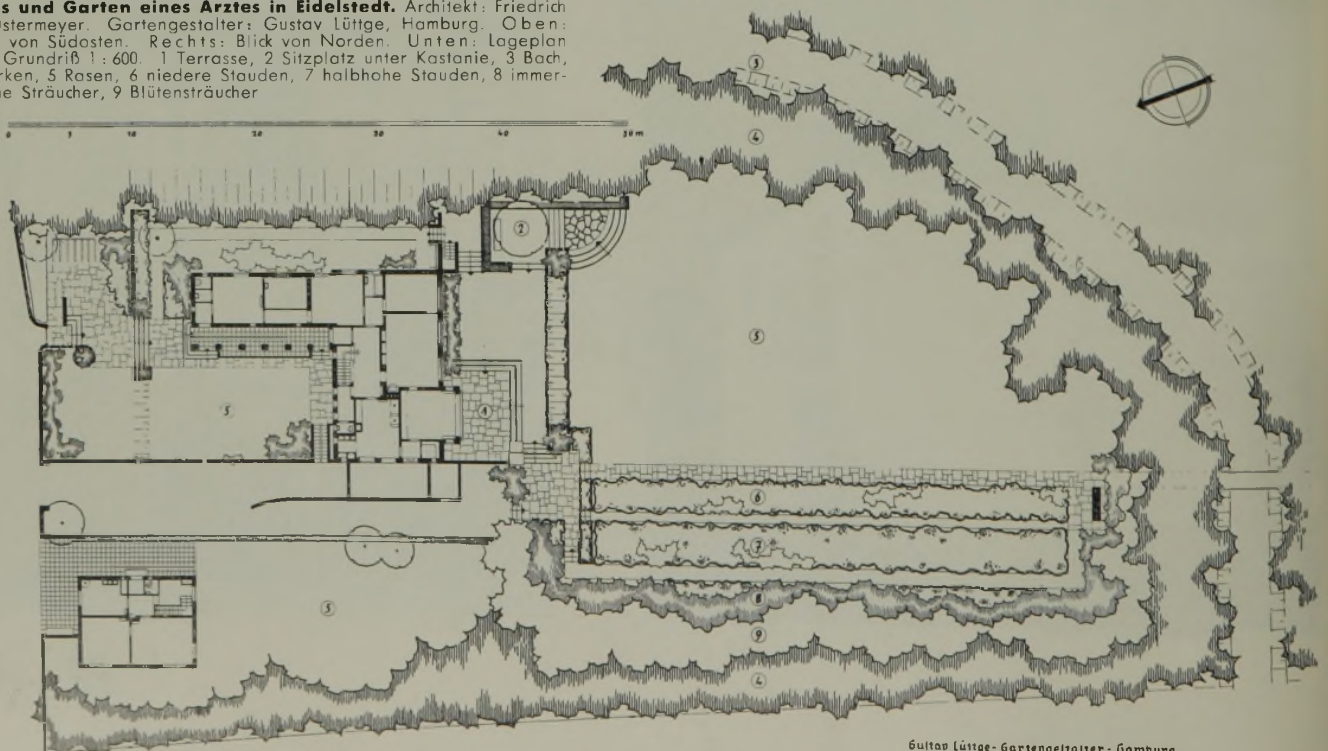
## Zusammenarbeit von Architekt und Gartengestalter

Das Grundstück liegt in einem in näherer Umgebung noch ländlichen Vorort Hamburgs. Z. T. stehen noch gut erhaltene niederdeutsche Bauernhäuser, im übrigen neuere Eigenheime in der Nachbarschaft. Das größere Haus steht etwas erhöht und ein wenig von der Straße abgerückt und hat den Anbau mit der Praxis erst später erhalten, ebenso ist das kleinere Haus nachträglich gebaut. Auch der Gartengestalter wurde erst im Stadium des letzten Ausbaus des Anwesens hinzugezogen. Um so beachtlicher ist das Ergebnis der verständnisvollen Zusammenarbeit von Architekt, Gartengestalter und Bauherr für die letzte Formung des Ganzen.

Das im hinteren Teil tiefliegende Grundstück wird von einem Bach umflossen, der es an dieser Seite rund abgrenzt. Dieses wenig gepflegte Gewässer, das nicht zum Grundstück gehört, konnte also nicht zur Gestaltung des Gartens benutzt werden. Der Ausblick ist durch Birkengehölz abgefangen, das auch die Westgrenze begleitet.



**Haus und Garten eines Arztes in Eidelstedt.** Architekt: Friedrich R. Ostermeyer. Gartengestalter: Gustav Lüttge, Hamburg. Oben: Blick von Südosten. Rechts: Blick von Norden. Unten: Lageplan und Grundriß 1:600. 1 Terrasse, 2 Sitzplatz unter Kastanie, 3 Bach, 4 Birken, 5 Rosen, 6 niedere Stauden, 7 halbhohle Stauden, 8 immergrüne Sträucher, 9 Blütensträucher





Vom grundwasserfrei erhöhten Bauplatz senkt sich das Gelände in zwei Terrassen. Die erste kleinere schließt an das Gartenzimmer mit den tief heruntergehenden Fenstern und Türen an. Drei Stufen führen zur zweiten größeren Terrasse, an die links der Sitzplatz unter einer alten Kastanie anschließt, von dem weitere Stufen über einen Absatz zum großen Rasen führen.

Die Bepflanzung des Gartens, auch des Vorgartens ist so gewählt, daß zu jeder Jahreszeit die Form erhalten bleibt. Immergrüne Sträucher zwischen die Sommer- und Herbstblumen verstreut, besonders ein feingliedriger chinesischer Wacholder an verschiedenen Punkten — z. B. den Terrassen-Eckbauten — bewirken das. So überwiegt im Winter nicht das gestaltlos Tote des Schlafzustandes der Natur, vielmehr formt der Schnee plastische Gebilde von besonderem Reiz, und auch ohne Schnee bewahren die immergrünen Gruppen das Bild der Gartenform.

Man spürt an der Architektur der Hausgruppe die sichere Hand des im Niederdeutschen verwurzelten Baumeisters am klaren ruhigen Dach über den aus Klinkern gemauerten Hauswänden mit den ruhigen gut verteilten Fensteröffnungen, die sich mit dem weißen Holzwerk freundlich vom dunklen Hauskörper abheben. Man empfindet an der Gartengestaltung den die Lebenskräfte der Natur meisternden und formenden Gartenkünstler, der dem Architekten überläßt, was ihm zukommt, und darum die beste Zusammenarbeit findet in der Durchbildung der Gesamtaufgabe.

Spö r h a s e

Chinesischer Wacholder auf den Eckbauten der Trockenmauer aus Wesersandstein

Großes Bild oben: Blütenmauer an der Terrasse

Rechts: Sitzbank am Ende des Staudenweges

Unten: Abgestufte Bepflanzung am Plattenweg



## Zwei Berliner Eigenheime

Architekt Dipl.-Ing. Fritz Jaenecke, Berlin



### Haus in Lichterfelde

Links: Blick vom Garten (Süden). Unten: Eingang des Hauses und Einfahrt zur Garage

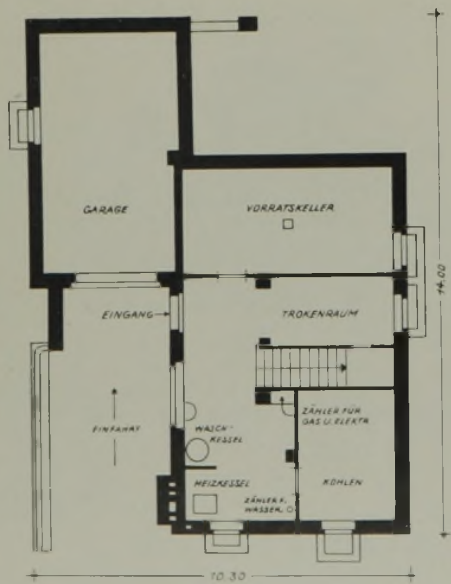


Der Wunsch, die nach Süden gelegene Gartenfront des schmalen Grundstücks möglichst auszunutzen und am Haus einen geschützten Sitzplatz zu haben, geschützt besonders vor Sicht aus dem nachbarlichen dreigeschossigen Mietshaus, waren neben dem Raumprogramm — großer Wohnraum in enger Verbindung mit dem Garten, Mädchenkammer möglichst von den Schlafzimmern der Familie getrennt, ein Schlafzimmer für die Eltern und ein Schlafzimmer und ein Spielzimmer für die beiden Jungen — bestimmend für die Planung und Ausformung des Hauses.

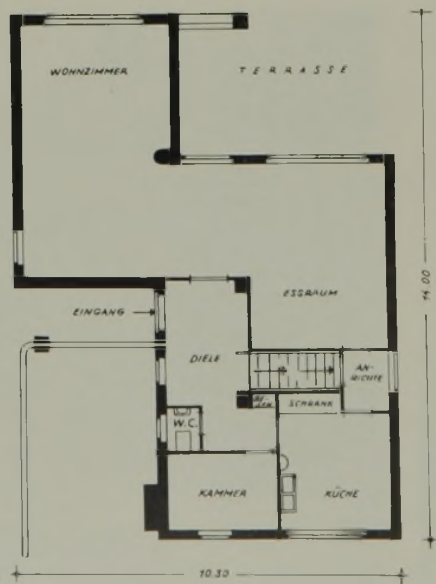
Der große Raum im Erdgeschoß ist in Wohnraum und Eßraum gegliedert. Zwischen diesen beiden „Abteilungen“ liegt der Eingang zum Raum und der Ausgang zum Garten. Durch dieses Zwischenstück ergibt sich eine recht gute Raumwirkung und besonders gute Möblierungsmöglichkeiten. Den Eßraum verbindet eine kleine Anrichte mit der Küche. Von der Anrichte führt die Treppe zum Keller, und zwar direkt in die Waschküche und Heizung, die zusammen in einem Raum liegen, eine Anordnung, die im kleinen Haus recht praktische Seiten hat. Der Keller hat direkten Ausgang in der eingeschnittenen Garageneinfahrt, so daß es möglich ist, trockenen Fußes (und Hauptes) von der Garage ins Haus zu gelangen. Der Haupteingang zum Haus geht über eine (überdeckte) Brücke über der Garageneinfahrt. Diese scheinbar etwas komplizierte Anordnung ergab sich auch aus der geringen Breite des Grundstücks.

Da die für das Obergeschoß vorgesehenen Räume wesentlich weniger Platz beanspruchten, wurde nur ein Teil des Hauses zweigeschossig. Neben dem eingeschossigen Teil des Wohnraums ergab sich der gedeckte Sitzplatz und die Terrasse. Schlafzimmer und Spielzimmer für die beiden Jungen wurden gleich groß in dem Gedanken, daß später jeder sein Reich bekommt.

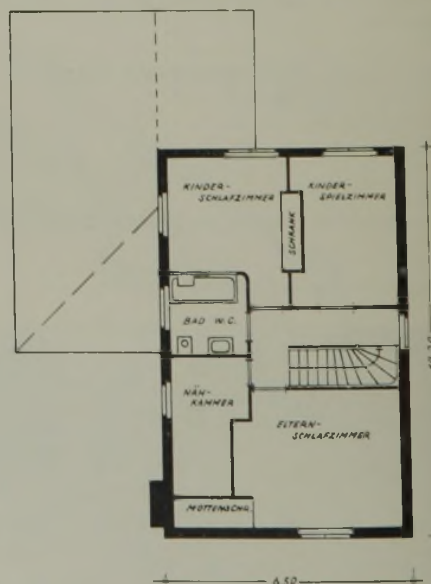
Die Außenwände beider Häuser sind aus 25 cm starken Ludovici-Nationalsteinen gemauert (über die sowohl Bauherr wie Architekt nur Rühmliches sagen können) und mit einem zweilagigen rau abgeriebenen Kiesputz geputzt. Unverputzte Mauerteile sind Kalksandsteine.



Kellergeschoß 1 : 200



Erdgeschoß 1 : 200 (Norden ist unten)



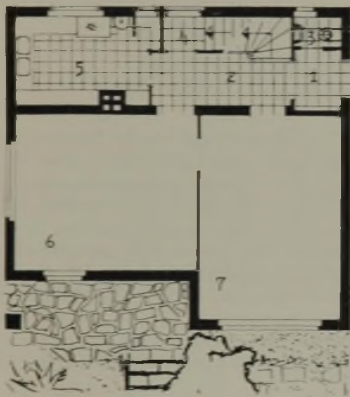
Obergeschoß 1 : 200



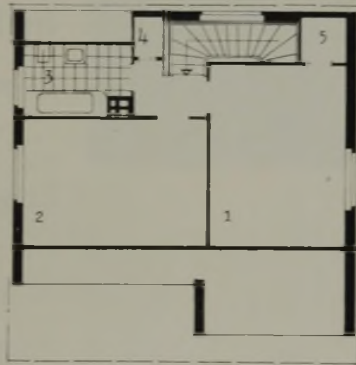
Haus in Lichterfelde. „Durchblick vom Wohnraum zum Eßzimmer“



Sitzplatz auf der Terrasse



Erdgeschoß: 1 Eingang, 2 Diele, 3 W.C., 4 Übergang, 5 Küche, 6 Eßzimmer, 7 Wohnzimmer



Dachgeschoß: 1, 2 Schlafzimmer, 3 Bad, 4, 5 Wandschränke



Haus in Wilmersdorf. Blick von der Straße über den Garten zum Haus. Links: Einzelheit der Hauptansicht



Das klare und einfache Programm ergab für das kleine Wilmersdorfer Haus einen ganz schlichten Baukörper. Eß- und Wohnzimmer im Erdgeschoß, wobei beide Räume wegen der vorhandenen Möbel ungefähr gleiche Größe erhalten sollten, zwei Schlafzimmer und Bad im Obergeschoß.

Da die Südseite des Grundstücks zur Straße liegt, wurde das Haus soweit wie möglich zurückgelegt. Der vorhandene, wirklich schöne Baumbestand half sehr mit zu einer günstigen Placierung, und es entstand vor dem Eßzimmer ein hübscher Sitzplatz im Grünen. Ein besonderer Wirtschaftseingang ist angelegt vom Podest der Kellertreppe. So kann die Heizung von dem außerhalb des Hauses wohnenden Helfer versorgt werden, ohne daß andere Räume des Hauses betreten werden müssen.

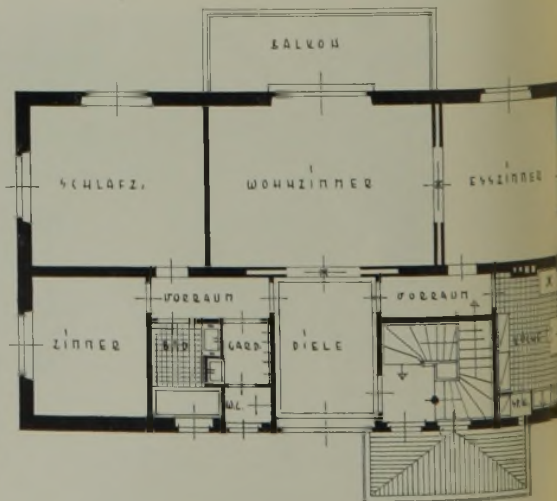
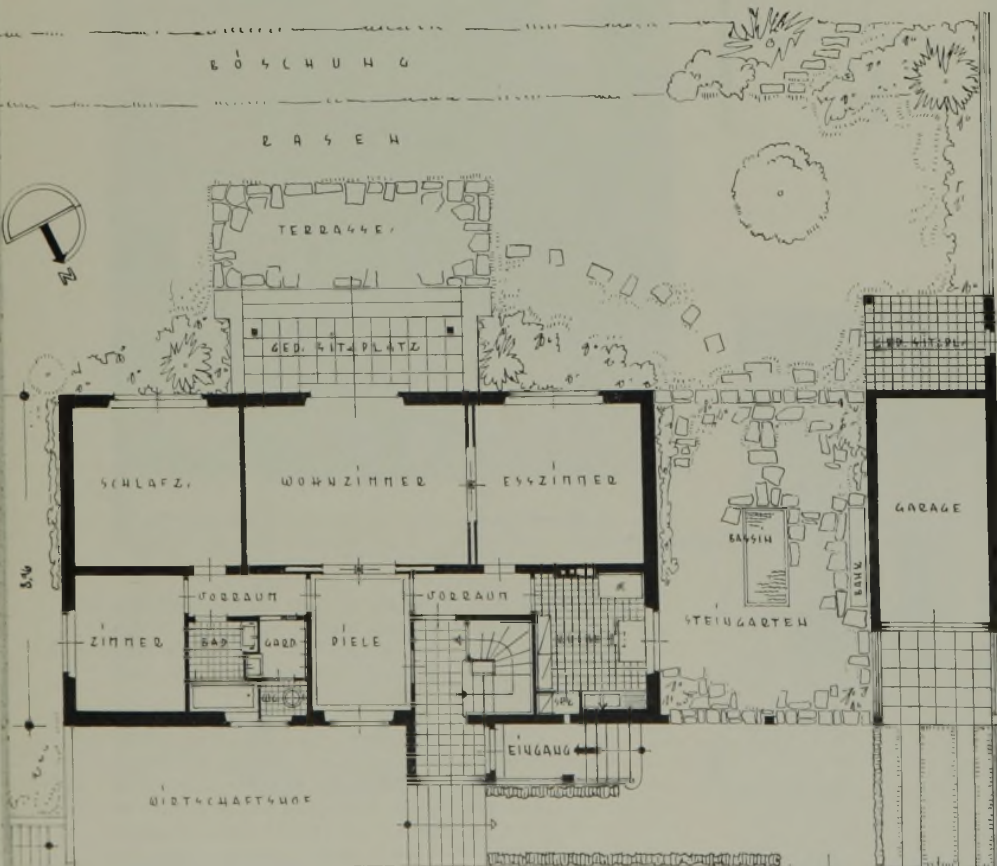


## Ein Zweifamilienhaus in Magdeburg

Architekt Alfred Broesicke, Berlin

Das Zweifamilienhaus liegt mit der Südfront zur Elbe. Große Fenster- und Türöffnungen geben den Blick hierauf frei. Durch die Anordnung der Terrasse und dem offenen Balkon darüber sind beide Wohnungen eng mit der reizvollen Landschaft verbunden. Der Grundriß ist ausgesprochen nach der Südseite ausgerichtet. Der klaren Grundrißlösung entspricht die ruhige Gestaltung des Äußeren. Die freistehende Garage mit dem gedeckten Sitzplatz bildet durch den Steingarten mit dem Wohnhaus eine geschlossene Baugruppe.

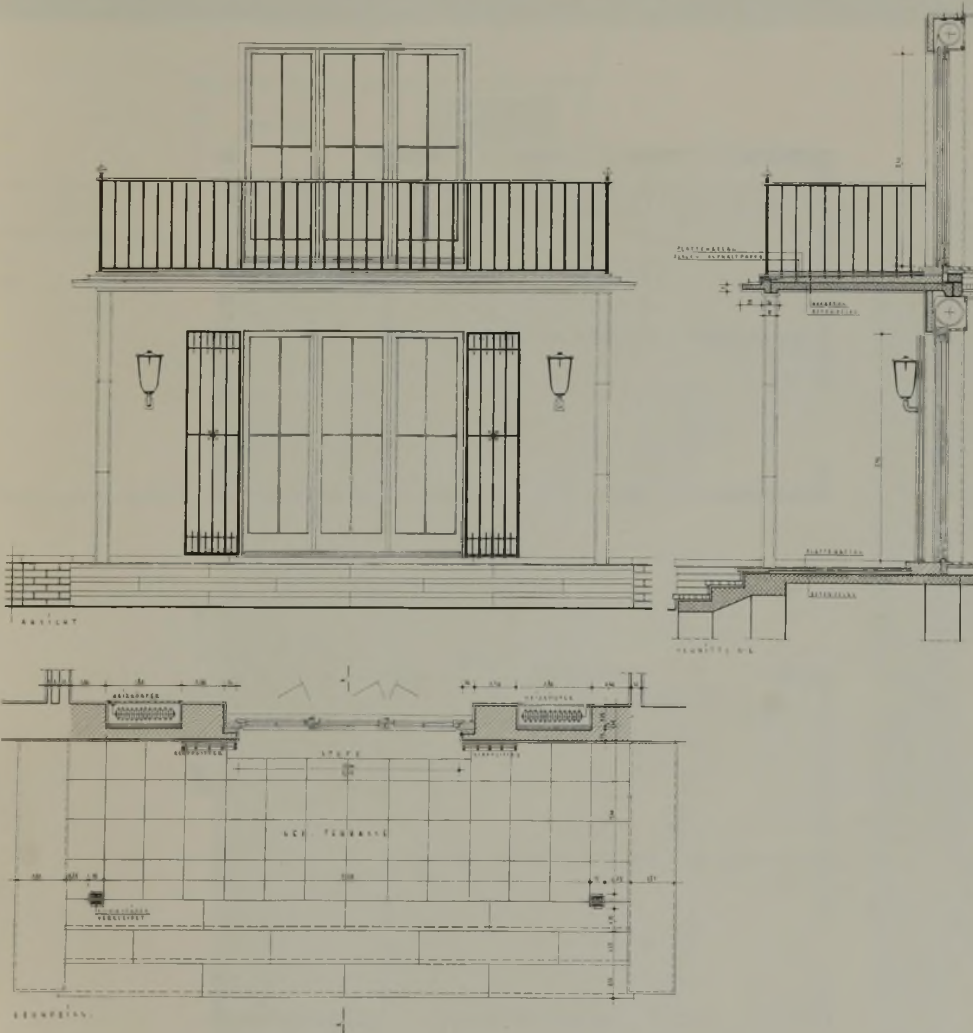
Oben: Blick von Westen. Aufnahme: Röhr, Magdeburg



Erd- und Obergeschoßgrundriß 1:200



Zweifamilienhaus in Magdeburg  
Gartenfront



Einzelheiten des Vorbaues 1:80

Durchblick von Nordosten zur Garage



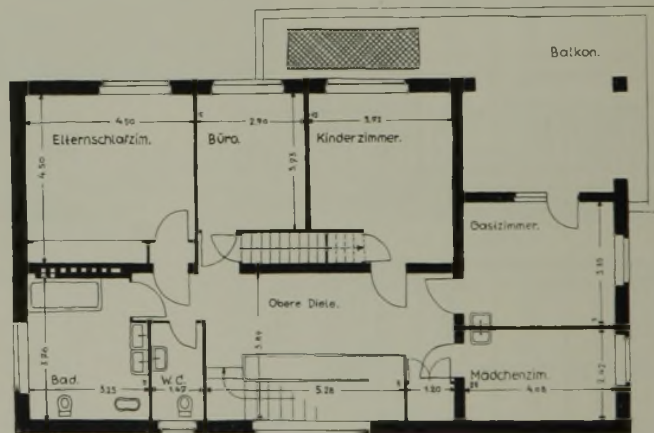
# Drei ostpreußische Eigenheime

Architekten:  
Hanns Hopp u. Georg  
Lucas, Königsberg

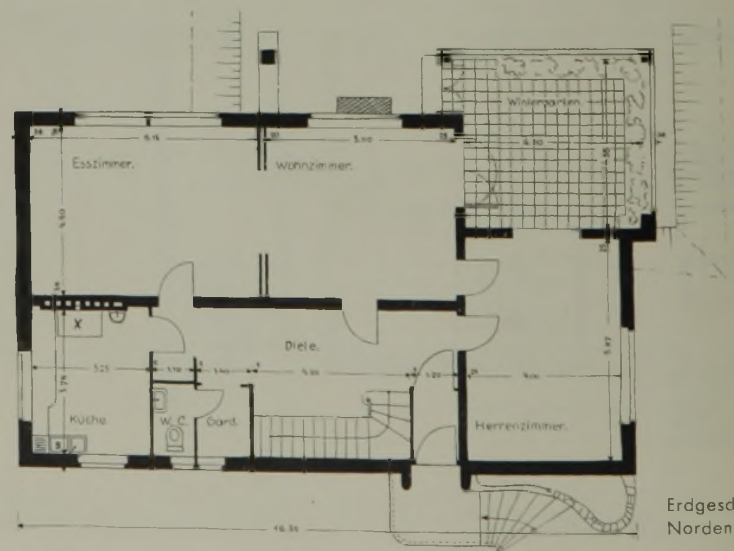


**Haus St.**  
Ansicht vom Garten (Süden)  
Aufnahme: Mia Brachert

Blick in die Diele. Aufnahme: Mia Brachert



Obergeschoßgrundriß 1:20



Erdgeschoßgrundriß 1:20  
Norden ist unten



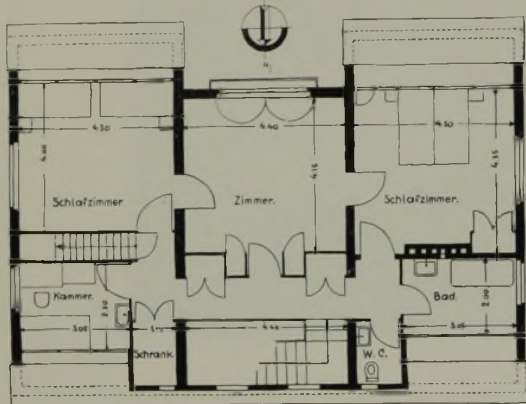
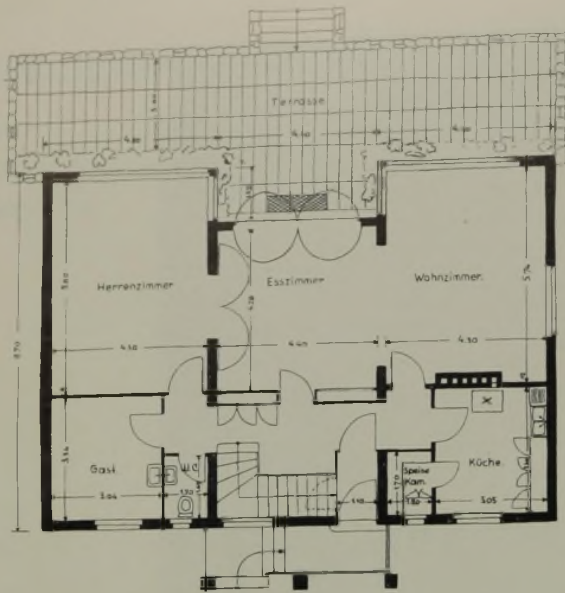
**Haus St.** Blick durch den Wintergarten nach Süden



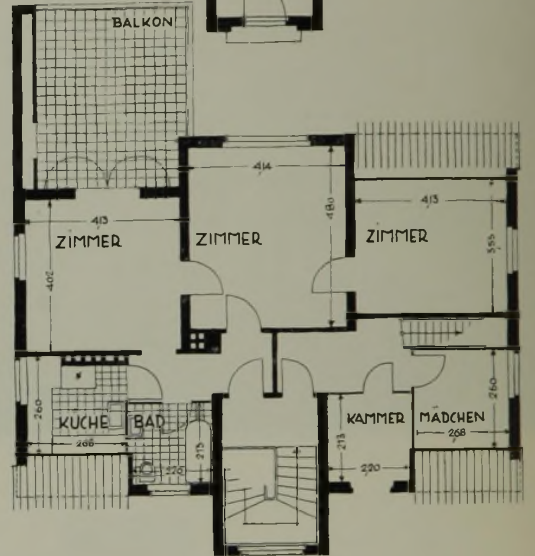
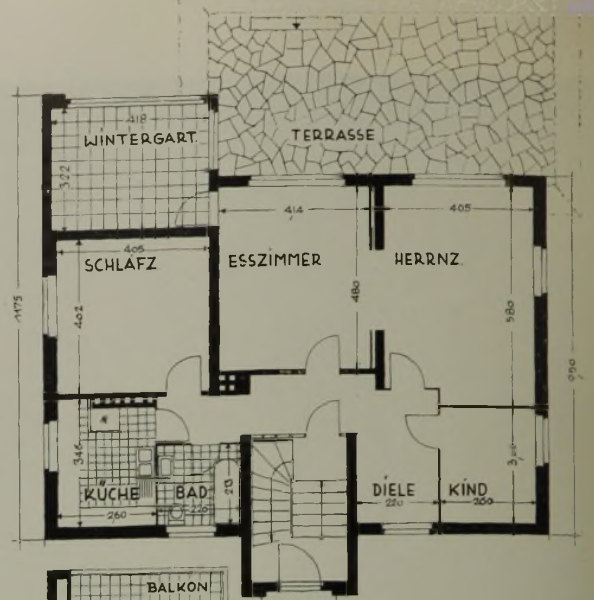
**Haus K.**, ohne Winterarten. Ein ähnliches Haus mit Wintergarten siehe rechte Seite



Fotografie: Mia Brachert



Haus K., ohne Wintergarten. Grundrisse 1:200



Haus Z., mit Wintergarten als Schutz gegen Osten und den Nachbarn. Aufnahme: Mia Brachert. Rechts oben: Grundrisse 1:200



# KASINOBAUTEN DER LUFTWAFFE



**Bild 1.** Mauer aus Tuffstein, Wände heller Rauputz, Dach Ziegel. An der Wetterseite Holzläden

Der öde Schematismus hatte in der verflorenen Zeit keine Bauten so stark umklammert, wie die des deutschen Heeres, das geflügelte Wort „Kaserne“ traf sinngemäß richtig Kasernen und auch öde Mietkasernen als ein Ausdruck höchst unliebevoll behandelter, schematisch ausgeführter Bauten, in denen deutsche Menschen lange Zeitspannen ihres Lebens verbrachten. Die I. Architektur-Ausstellung in München war ein vorzüglicher Bericht über die Bauten der jungen deutschen Wehrmacht: des Heeres, der Marine, der Luftwaffe, in denen in strikter Weise mit dem „Kasernenstil“ gebrochen worden ist.

Von der Baugruppe im Reichsluftfahrtministerium war der Ausstellung ein besonders reiches Bildmaterial zugeflossen, aus dem einzelne Abbildungen an dieser Stelle wiedergegeben werden, ein kleiner Teilausschnitt also aus dem großen Schaffen der Bauabteilung, das sich hier insbesondere unter das Thema „Kasinogebäude aus Süddeutschland“ stellt.

Die lebendige Sprache, in der diese Bauten zu dem Betrachter zu sprechen vermögen, beruht nicht nur in der verschiedenfachen und reizvollen Art, in der die Einzelaufgaben gelöst wurden. Es berührt vielmehr unendlich sympathisch, daß heimische Bauformen und Baustoffe hier in so vielfältiger Zahl und in so weitem Maße Grund und Ausdruck anständiger deutscher Baugesinnung werden können. Auf die Dauer wird auch nur der Bau und der Raum befriedigen, der in seiner Totalität vollendet ist; jedes kleinste Stück und Detail in diesen Räumen ist handwerklich durchgebildet, alle Formen sind edel und einfach und können getrost dem Kriterium Zeit entgegentreten.

**Bild 2.** Eine rundaugeschwungene Mauer umgibt das Kasino, im Hintergrund ein kleiner Pavillon

Die Bauten der Luftwaffe liegen zu einem großen Teil in landschaftlich hervorragenden Gegenden, die Kasinobauten nutzen diese Landschaft auch für Terrassen und als Erholungsplätze nach anstrengendem Dienst aus. Eine Mauer aus Tuffstein umgibt das süddeutsche Kasino **Abb. 1**. Acht rechteckige hohe Fenster, ein in Glas aufgelöster Gang, der auf einen Pavillon stößt, und der ein Gegengewicht in dem linken schmalen Vorbau hat, bilden die Hauptfront und umsäumen den großen offenen Sitzplatz, zu dem auch die Glastüren der Seitenfront führen. Das Dach ist in Ziegeln gedeckt, die Fassade raupgeputzt. Auf der Wetterseite sind vor Türen und Fenstern die in Süddeutschland üblichen Holzläden angebracht. Auch in **Abb. 2** umgibt eine große, an der Ecke rund ausladende





**Bild 3.** Speisesaal eines Kasinos. Wand und Deckenvertäfelung Fichte braungebeizt

Mauer, die handwerklich sehr sorgsam ausgeführt ist, das Kasino, hinter der Mauer dehnt sich ein mit Bäumen bestandener Sitzplatz.

Die Wand- und Deckenvertäfelung des Speisesaals **Abb. 3**, die mit Goldleisten gefaßt ist, ist in Fichte braun gebeizt. Die Lüster des Raumes sind in Messing. Für die Stühle, deren Bezüge aus rötlichem Webstoff sind, wurde Eichenholz gewählt. Der Fußboden wirkt durch seine Quadraturierung in zweifarbigen Holz äußerst lebendig. Im Speisesaal **Abb. 4** sind Wände und Decke in Stuck ausgeführt. Die Gemälde an der Stirnwand — General Seydlitz darstellend — stammen von Professor Scheurich. Der eingelegte Fußboden ist aus Eiche und Nußbaum, die Bezüge sind aus rotem Webstoff, die großen Kronleuchter aus Bronze.

Im Rauchzimmer des Kasinos **Abb. 5** sind die Wände weiß gekalkt worden, in die sich die handwerklich gut gestaltete Tür legt. Der Raum hat eine Decke aus grau gebeiztem Fichtenholz. In dem farblich sonst sehr ruhigen Raum stehen unigrün bzw. großgeblumt bezogene bequeme Sessel.



**Bild 4** (rechts). Speisesaal eines Kasinos. Wand und Decke Stuck. An der Stirnwand Gemälde von Professor Scheurich



**Bild 5.** Rauchzimmer eines Kasinos. Wände weiß gekalkt, Decke Fichte grau gebeizt

**Bild 7** (rechts). Kaminzimmer in einem Fährnickcasino. Kamin rote Backsteine, neben Kamin Bronzeplastik

**Bild 6** (unten). Bibliothekzimmer eines Casinos. Vertäfelung und Einbauschränk in graugebeizter Eiche



Das Bibliothekzimmer **Abb. 6**, dessen Vertäfelung und Einbauschränk in graugebeizter Eiche, dessen Decke weiß ist, hat einen eingelegten Fußboden aus Eiche und Wassereiche. Die Möbelbezüge sind uniblau, die Vorhänge blaugeblumt. Der Leuchtkörper aus Messing und Eisen ist blau geparkert.

Sehr reizvoll ist das Kaminzimmer in einem Fährnickcasino ausgestattet, **Abb. 7**. Der Kamin, aus roten Backsteinen, legt sich in die weiße Wand. Neben dem Kamin hängt eine Plastik aus Bronze. Die Klubsessel sind in diesem Raum, der mit einer Balkendecke versehen ist, mit grau und rötlichem Webstoff überzogen.

In der Halle des Fährnickcasinos **Abb. 8** ist die Decke naturfarbenen Lärche getäfelt. In dieser Halle hängt auf



**Bild 8**. Halle in einem Fährnickcasino. Decke Lärche naturfarben. Gobelin-Entwurf: Maler Müller-Stuttgart

**Bild 9** (rechts). Bierstube. Dunkle Balkendecke, sehr schlichte Tüfelung





**Bild 10.** Bierstube. Deckenbemalung: Maler Demmel, Königsdorf bei Tölz



**Bild 11.** Trinkstube. Grau-grüner Rundkachelofen aus der Werkstatt Eska, München

der weißen Hauptwand ein Gobelin nach Entwurf von Maler Müller, Stuttgart. Der große, breit ausladende Lüster ist in Messing ausgeführt.

Die gewölbte Decke des Bierstüberls auf **Abb. 10** ist von Maler Demmel, Königsdorf b. Bad Tölz, gemalt. Die Vertäfelung, auch die Schutzbretter der Eckbänke sind aus grauem Fichtenholz, die Tischplatten aus weißem Ahornholz, das sich vorzüglich mit kochend Wasser reinhalten läßt. An den gemütlichen bayerischen graugrünen Rundkachelofen **Abb. 11**, der aus den keramischen Werkstätten Eska, München, stammt, schließt sich die Eckwandbank und Vertäfelung aus dunkelbraun gebeiztem, mat-

tiertem Fichtenholz an. Die gewölbte, geschnitzte Decke und der Lüster sind aus gleichem Holz. Eine kleine ausgesparte Mauernische nimmt einen Zinnkrug auf. Die durch ein breites Fenster erhellte Trinkstube **Abb. 9** mit der dunklen Balkendecke ist schlicht getäfelt. In diesem Raum fallen die handgearbeiteten runden Holzlehnstühle auf, auf denen es sich wegen der Armlehnen und der sicheren Rückenstütze außerordentlich ausruhsam sitzt.

Die Auswahl der Bilder erfolgte unter dem Gesichtswinkel, in ihnen die vielseitige und vielartige Verwendung der Arbeiten von Künstlern und Kunsthandwerkern für diese Raumausstattungen herauszustellen. Trost

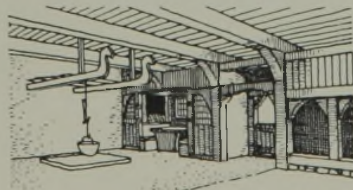
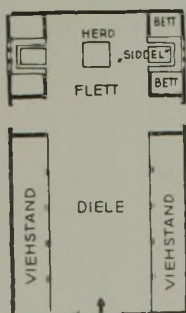
## Das Bauernhaus Aus Otto Völkers „Deutscher Hausfibel“

Der Verlag L. Staackmann in Leipzig läßt in der Reihe seiner verdienstlichen Fibeln jetzt auch eine vorzügliche „Deutsche Hausfibel“ (131 Seiten, über 100 Abb., Pappband 2,50 Mark) aus der Feder und dem Zeichenstift des auch unseren Lesern bekannten Architekten Otto Völkers erscheinen. Die Schriftleitung

Mit dem Bauernhaus betreten wir ein Hauptgebiet volkstümlichen Wohnungsbaues. Obwohl kein einziges Bauernhaus im unverfälschten baulichen Bestand des

Mittelalters erhalten ist, müssen wir die Entwicklung dieser Hausart dennoch dem Mittelalter zuteilen, denn an dessen Ausgang erscheint sie schon in allem wesentlichen so ausgebildet, wie sie ohne grundsätzliche Veränderungen die folgenden Jahrhunderte überdauert hat und teilweise bis auf den heutigen Tag lebendig im Gebrauch geblieben ist.

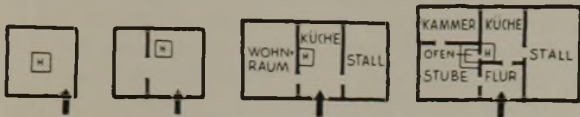
Die Vielfalt der äußeren Erscheinungen des Bauernhauses wirkt zunächst verwirrend; vom rein Wohnlichen aus gesehen gibt es aber nur zwei Hauptgruppen: das niederdeutsche und das mittel- und oberdeutsche Haus. Klimatische und wirtschaftliche, auch gesellschaftliche, rechtliche und stammliche Eigenheiten riefen zwar viele Sonderarten hervor, aber auf den Wohnteil des Hauses übten sie nur verhältnismäßig geringen Einfluß aus. Die kleinste Rolle spielt der Baustoff: ein und denselben Hausplan können wir in Stein oder Holz ebenso gut wie in Fachwerk ausgeführt finden. Der Baustoff ändert nur das technische Gefüge von Wand und Dachwerk und damit das Äußere und die Schmuckformen.



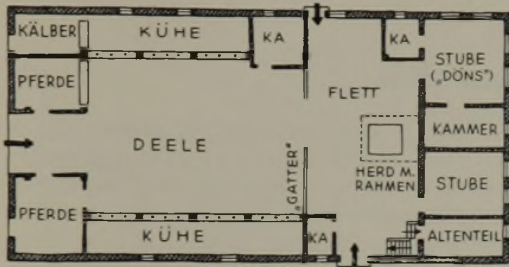
**Ausbildung des Wohnteils (Flett) im niederdeutschen Haus**



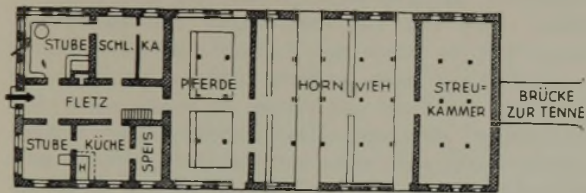
Querschnittsentwicklung des niederdeutschen Hauses



Grundrißentwicklung des oberdeutschen Hauses



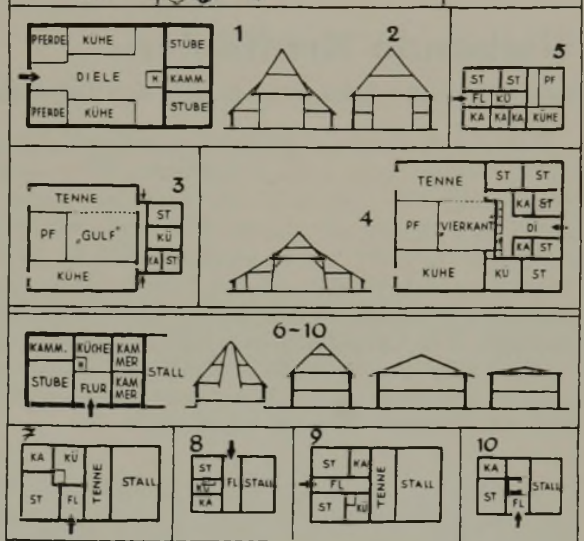
Der niedersächsische Grundriß



Der oberbayerische Grundriß



GROSSGEHÖFTE VON REGELMÄSS. GRUNDFORM



Die wichtigsten deutschen Bauernhausformen und ihre Verbreitungsgebiete

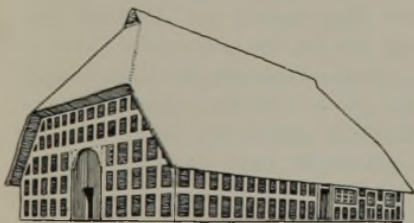
Der wichtigste Unterschied zwischen nieder- und oberdeutschem Haus besteht für uns darin, daß der Niederdeutsche Wirtschaft und Wohnen zu einer fast untrennbaren Hauseinheit zusammenfaßt, während der Oberdeutsche beides grundsätzlich trennt, bis zur Auflösung des Gehöfts in lauter Einzelbauten. Dagegen ist der Unterschied in der Lage des Eingangs — ob von der Giebel- oder der Langseite — viel weniger bedeutend, da der Eingang am Giebel, also das „Langhaus“, auch im oberdeutschen Gebiet vorkommt und z. B. in Bayern auf kleinem Verbreitungsgebiet mit dem „Breithaus“ bunt gemischt ist.

Die Urform des niederdeutschen Hauses ist das Dachhaus; seine Entwicklung wird etwa nach dem oben angedeuteten Schema vor sich gegangen sein. Eine alte Zwischenstufe ist die S. 86 in Plan und Bild dargestellte: die Großdiele ist an einem Ende durch erkerartige

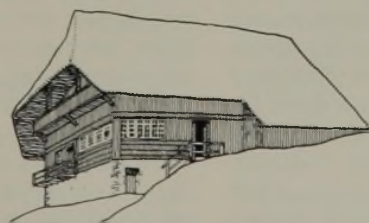
„Siddels“ wohnlich erweitert. Endlich — aber auch schon im Mittelalter — wird diesem Bestand jenseits des Fletts das „Kammerfach“ angefügt, ein selbständiger eigentlicher Wohnteil mit Stube und Kammer; diesen Zustand zeigt unser Plan „Der niedersächsische Grundriß“. Zum Schluß werden Flett und Kammerfach durch eine Fensterwand von der Diele abgetrennt; das friesische Haus hat diese Trennung am frühesten und deutlichsten vollzogen (3 und 4 auf der oben wiedergegebenen Karte).

Während die Entwicklung des niederdeutschen Hauses im wesentlichen eine Ausweitung des Querschnitts ist und folgerichtig beim Dachhaus und grundsätzlicher Eingeschossigkeit stehenblieb, besteht die Ausbildung des oberdeutschen Hauses in der Teilung und Mehrung des Grundrisses bei vielleicht schon frühzeitiger Aufnahme des Stockwerksbaues. Die Teilung erfolgte durchweg auf Kosten des alten Herdraumes, der besonders nach Ab-

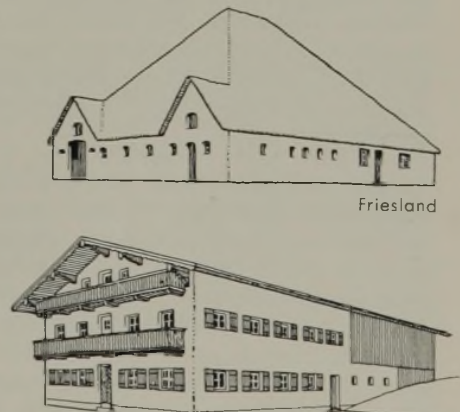
Die vier deutschen Großhaustypen



Niedersachsen



Schwarzwald



Bayern

Friesland

trennung eines eigenen Vorflurs oder „Ehrns“ zur bloßen Küche wurde. Dies und der Stockwerksbau wurde aber erst möglich, als man gelernt hatte für den Rauchabzug Schornsteine — wenn auch oft nur aus Lehm oder Holzbohlen — zu bauen. So sehr die Trennung von Wohnung und „Betrieb“ im Wesen des oberdeutschen Hauses liegt, von seiner kostbarsten Habe, den Pferden und Kühen, trennt sich auch der oberdeutsche Bauer fast nie; der Stall ist daher fast ausnahmslos dem Wohnteil wenigstens angegliedert. Dagegen wird das Schwein auch im Niederdeutschen aus dem Haus selbst verwiesen. In klimatisch rauhen Gegenden bildete sich vor allem das

Großhaus aus. Wir finden es an der Seeküste und in Gebirgslagen, ganz unabhängig von den dabei beteiligten verschiedenen Grundrissen und Baustoffen; in Friesland und Niedersachsen, Holstein und Mecklenburg baut man in eichenem Fachwerk über niederdeutschem, in Bayern und im Schwarzwald wie in den Hochvogesen in Stein, Holz oder Mischbau auf oberdeutschem Grundriß. Die Großhäuser und neben ihnen die stattlichen Großgehöfte Niederbayerns und Thüringens stellen die schönsten Denkmäler des volkstümlichen Wohnbaues dar. Die zugehörige Siedlungsform ist meistens nicht das Dorf, sondern der stolze Einzelhof.

## Bleibende Kraftlinien

### Städtebauliche Erkenntnisse aus den Lebensbildern deutscher Städte

Während im Auftrage des Deutschen Gemeindetages und der Vereinigung landesgeschichtlicher Kommissionen gegenwärtig die Geschichte der deutschen Städte in einem breit angelegten „Deutschen Städtebuch“ zusammengefaßt wird, ist in der Deutschen Bauzeitung der Versuch gemacht worden, das Bild der deutschen Stadt durch das Mittel der Zeichnung zu erfassen und wiederzugeben. Die Gleichzeitigkeit beider Unternehmungen ist keine zufällige. Sie ergibt sich allgemein aus der verstärkten Selbstbesinnung auf Leistungen der Vergangenheit, die uns noch etwas zu sagen haben.

o

Das Bild der deutschen Stadt als das einer abgeschlossenen baulichen Schöpfung, als eines durch die Gemeinschaft und für die Gemeinschaft errichteten Bauwerkes höherer Ordnung, hat sich im öffentlichen Bewußtsein verloren, seitdem unsere Städte zügellos über die alten engen Grenzen hinausgewachsen sind. Seit Merians weltbekannter „Topographia“, d. h. seit Ende des 17. Jahrhunderts, ist eine Gesamtdarstellung deutscher Städte nicht wieder erfolgt. Das Verlangen nach einem städtebaulichen Überblick dieser Art hat also ausgesetzt in der gleichen Zeit, in der auch die Ausdehnung unserer Städte jede weitblickende Regelung vermissen ließ.

Nun hat uns seit einigen Jahrzehnten das Flugbild wieder die Möglichkeit eines Überblickes verschafft und uns damit ein wertvolles und gewissermaßen auch volkstümliches Mittel an die Hand gegeben, um die wichtigsten städtebaulichen Zusammenhänge kenntlich zu machen. Dem Flugbild sind jedoch als einer mechanischen und mitunter auch allzu pedantischen Wiedergabe enge Grenzen gezogen; wie sich bei der Erfassung eines menschlichen Antlitzes die Zeichnung immer noch neben der Leistung der Kamera behauptet und wie der altertümliche, treuherzige Merianstich uns heute noch eindringlicher anspricht als die beste Flugaufnahme, so mag doch auch weiterhin die Zeichnung dazu berufen sein, uns den lebensvollsten Ausdruck einer Stadt zu vermitteln.

o

Städte sind und bleiben kleine Welten für sich! Die Besonderheit ihrer Lage, die Stammesart ihrer Bewohner und die Auswirkung gemeinsamen Erlebens hat sich in ihnen zu etwas Einzigem und Persönlichem verdichtet. Nicht minder als dies von einem aufmerksamen Ohre aus der Sprache des Ortes sich abhören läßt, zeigt es sich dem geschulten Auge im Bilde der Stadt. Da finden wir immer die Landschaft wieder — nicht so ausschließlich wie beim Dorfe und am stärksten noch in den Anfängen der Stadt. Nur körperlich und geistig aufgeblähte

Riesenstädte haben ihre Landschaft vergessen! Da ist alsbald der besondere Menschenschlag spürbar — bleibend, aller Zu- und Abwanderung ungeachtet. Dann schließlich die im Stadtplan und in den einzelnen Bauwerken niedergeschriebene Geschichte wechselnden Aufstiegs oder Verfalls.

Wer solches „abzeichnen“ will, muß zuerst die landschaftlichen Gegebenheiten aufsuchen und deutlich machen. Berg und Tal, Meeresküste und Niederung, Flußlauf und die durch den Flußlauf bedingte Führung der ersten Wege reden im Bilde entstehender Städte so lebhaft mit, wie Wind und Wetter im Antlitz noch nicht „entwurzelter“ Menschen. Der Städtebau des 19. Jahrhunderts wurde wohl allzu naturfern oft nur auf dem Reißbrett entworfen, statt im Zusammenhange mit Boden und Wasser. Öde maßstablose, stumpfsinnige Häusermassen waren das Ergebnis und in deren Folge, zwangläufig, jene großen „operativen Eingriffe“, wie sie u. a. jetzt in Berlin notwendig geworden sind. — Gewisse landschaftliche Voraussetzungen erscheinen dagegen, sobald man sie wiederherstellt, so zwingend, als hätten sie allein schon eine Stadt hervorrufen können. An günstigen Flußübergängen, an der Öffnung wichtiger Quertäler (ein besonders häufiger Fall), an jeder Kreuzung von Land- und Wasserwegen, an strategisch bevorzugten Punkten muß, früher oder später, eine Stadt sich bilden. Man könnte allein nach solchen Entsprechungen unsere Städte gruppieren, wie z. B. die „gleichgelagerten“ Küstenstädte der Nordsee und Ostsee. Bamberg und Meißn „entsprechen“ sich, ebenso die Städte am mittleren Rhein und an der Weser. Köslin und Stolp sind sich so überraschend ähnlich, nicht nur durch den Gründungsakt, sondern auch durch die Gleichartigkeit der Landschaft, die dieser vorfand.

Das menschliche Tun, soweit es in einem Stadtbilde sichtbar wird, ist immer der Ausdruck eines Bleibenden und eines Vergänglichen zugleich. Das Bleibende ist schwer in Worte zu fassen, leichter schon abzulauschen, und am leichtesten festzustellen, wenn man eine Stadt — straßauf, straßab — einmal zeichnend durchwandert. Dann treten die kleinen ortsbedingten „Gewohnheiten“ ganz scharf vor das Auge, angefangen von geringfügigen baulichen Einzelheiten wie Fenstern und Türen, bis zum Aufbau der weithin blickenden Türme, in deren Umriß man die Familienmerkmale ebenfalls wiederfindet und die plötzlich alle miteinander verwandt zu sein scheinen. Dieses Bleibende überdauert die Stile, es ist nicht gebunden an irgendeine besondere Bauaufgabe, es ist beim Bauen mehr das „Wie“ als das „Was“; es ist die Tonart, in der eine Stadt von sich spricht, von ihrer Seele, von ihrer Bereitschaft zur Freude, zu zöher





#### Karte der bis jetzt erschienenen Städtebilder

Auf Wunsch des Verfassers unterbrechen wir für das Sommerhalbjahr 1938 die Folge der Veröffentlichungen. Wir werden sie im Oktober-Kunstdruckteil wieder aufnehmen

ernster Arbeit, zum Widerstand u. a. m. — Das Lübeck des 18. Jahrhunderts ist dem des 16. Jahrhunderts oder gar dem des großen 13. Jahrhunderts in seiner Haltung noch gleich, und ebenso ist Bamberg „fränkisch“ geblieben von den Tagen Kaiser Heinrichs II. bis auf Balthasar Neumann. — Jeder, der eine Stadt durchwandert, fühlt das unmittelbar.

Jedes Stadtbild ist schließlich seine eigene steinerne Chronik. Ohne daß ein geschriebenes Blatt uns erst Nachricht zu geben braucht, genügt schon der Plan als Geburtsurkunde und weist uns den Unterschied nach zwischen Städten, die aus kleinen Keimzellen allmählich entstanden, und solchen, die einem sogenannten Gründungsakt ihr Dasein verdanken. Wie sich die Stadt hernach entwickelte, ob, wann und wie sie wuchs, ist ihrem Grundriß gewöhnlich leicht abzulesen, zumal wenn die einzelnen Abschnitte sich noch durch ehemalige „Randzonen“ oder einen Wechsel im Gefüge der Straßen oder der Bebauung voneinander abheben. Wenn man beispielsweise in Stralsund und Rostock drei Stadtkerne gleicher Art zu einer Gruppenstadt verbunden sieht, der in späterer Zeit nichts mehr angefügt wurde, oder wenn man das kleine mittelalterliche Ansbach betrachtet, dem eine mächtige „Neue Auslage“ im Stile des absolutistischen Städtebaus an die Seite gelegt ist, so hat man über die „Geschichte“ der Stadt bereits das wichtigste erfahren. Das weitere sagt dann der Aufbau: die Fülle der Kirchen im Stadtbild von Erfurt, Bamberg, Mainz, das Schloß über Gotha, die Feste Coburg, die Fördertürme von Freiberg, die Hafenanlagen bei Emden, die Schlotte von Gera.

o

Landschaft, Stammesart und Geschichte als wirkende Kräfte im Lebensbild einer Stadt habe ich versucht, möglichst deutlich zu erfassen, und möchte, anläßlich eines vorläufigen Abschlusses, heute kurz zurückkommen auf den Vorsatz und die Rechtfertigung des ganzen Unternehmens. Der Umbruch unserer Tage macht diese Frage gebieterisch.

Wären unsere alten Städte nur noch tote Museumsstücke, so wäre all meine Arbeit nichts mehr als eine Liebhaberei — freilich eine Liebhaberei in des Wortes genauester Bedeutung, denn ohne eine törichte Verliebtheit in ihre Schönheit wäre nie eine Zeichnung zustande gekommen. Man würde unsere alten Städte gewiß nach Möglichkeit hüten und ehren und ihnen weiterhin viel gute Worte weihen, wie zur Genüge geschehen.

Tatsächlich ist es nun aber so, daß die Mehrzahl der alten Städte noch heute das Herzstück auch der neuen, größeren Gebilde sind, die sich um sie herum entfaltet haben. Und nicht nur das! Der Sitz ihrer Verwaltung hat sich fast niemals verlegt. Wenn Leipzig den Platz der einstigen Pleißenburg dem neuen Rathaus gab, so ist die städtebauliche Auswirkung — aufs Ganze genommen — keine wesentlich andere als die Beibehaltung des ehrwürdigen Rathauses von Bremen oder die Umgestaltung des Berliner Molkenmarktes. Die Kräfte laufen noch immer an den alten Stellen zusammen, und wir freuen uns dessen, weil es — mag auch dieses oder jenes Einzelhaus dabei fallen — die überlieferten Stadtkerne vor Mumifizierung bewahrt. Jedes „Begreifen“ der Stadt wird nach wie vor seinen Ausgang nehmen von diesem wahren Mittelpunkt und seiner nächsten Umgebung.

Abgesehen also von den Erinnerungswerten, die einer Stadt von bedeutender Vergangenheit innewohnen, ist die Klarlegung und Herausarbeitung ihres städtebaulichen Lebensbildes mehr als ein bloßes l'art pour l'art. Wir brauchen auch in diesem Falle den Überblick wieder, den wir verloren haben. **Und der Städtebau von heute** — im weitesten Begriffe als eine Ordnung des Wohnens und Schaffens, der Wirtschaft und des Verkehrs und damit als Denkmal unserer Kultur — **ist gar nicht denkbar, ohne den alten überlieferten Kern mit in Rechnung zu setzen.**

Indem ich überall diesen „Kern“ in seiner dreifachen Bedingtheit deutlich zu machen suchte, glaubte ich, auch den Aufgaben des Lebens zu dienen. Dr. Grantz



## 51. Fulda

Die Stadt Fulda nimmt ihren Ausgang von einem Kloster, das im Jahre 744 durch den Benediktiner Sturm, einem Zögling des Bonifacius, an dieser Stelle gegründet wurde und das sich als spätere Grabstätte des „Apostels der Deutschen“ ungewöhnlichen Ansehens und schnellen Aufschwungs erfreute. Bonifacius spricht in seinen Briefen von der Gegend als „im buchonischen Walde“. Zweifellos hatten hier schon in vorgeschichtlicher Zeit die Germanen (Chatten) gesiedelt. Als fränkisches Königsgut wurde der Wald unter Karlmann dem Kloster überlassen.

Die Hofhaltung des Klosters lockte auch Kaufleute zu fester Niederlassung, d. h. neben dem Stiftsbezirk und dem Bezirk der Klosterhörigen bildete sich alsbald — von beiden getrennt — der Marktort, der Anfang des 12. Jahrhunderts bereits mit den üblichen Vergünstigungen (Marktrecht, Münzrecht, Stadtrecht) ausgezeichnet war. Dem Ort kam das Aufleben der Nord-Süd-Verbindung im Zusammenhang mit der Blüte Frankfurts zugute, so wie dem heutigen Fulda der gleichgerichtete Eisenbahnverkehr. Eine Auflehnung der Bürger gegen den Grundherrn 1331 blieb ohne Erfolg, und die Äbte des mächtigen Klosters — seit Rudolph I. „fürstlich“ — behaupteten ihre Herrschaft über Stadt und Land bis zur Säkularisation (1803). Unter den Fürstbischöfen des frühen 18. Jahrhunderts erfahren Stiftsbezirk und Stadt die eingreifenden baulichen Unternehmungen, die Fulda heute den Beinamen „Stadt des Barock“ eingetragen haben — als Bauherr damals Heinrich von Bibra, als Architekt Dientzenhofer. Nach der Säkularisation fiel die Stadt dem „Großherzog von Frankfurt“, dann den Fürsten Nassau-Oranien, schließlich 1816 Kurhessen und 1866 Preußen zu. Ihre Einwohnerzahl beläuft sich auf 30 000. Unter den Industrien sind in erster Linie die Gummifabrikation und das Emaillierwerk zu nennen, doch ist für das Bild der Bevölkerung eine verhältnismäßig gleichmäßige Mischung aller Stände bezeichnend.

Die städtebauliche Entwicklung Fuldas ist folgende: Den Anfang machte der Stiftsbezirk (1), d. h. jenes in das breite Fuldatal etwas vorspringende Gelände, dessen Krönung die Barock-Basilika des Dientzenhofer bildet, die wie ihre romanische Vorgängerin die sterblichen Überreste des Bonifacius hütet. Der Stiftsbezirk auf den südlichen Ausläufern des hinter ihm sichtbaren Frauenberges war bis zum 18. Jahrhundert von der eigentlichen Stadt durch das Tal des Waidesbaches getrennt. Durch Über-

wölbung des Baches, Aufschüttung des Geländes ist die Trennung seither behoben. Nördlich des Stiftsbezirks lagen die Bauten der Hörigen, der kleinen Leute, der Bewohner der „Hinterburg“.

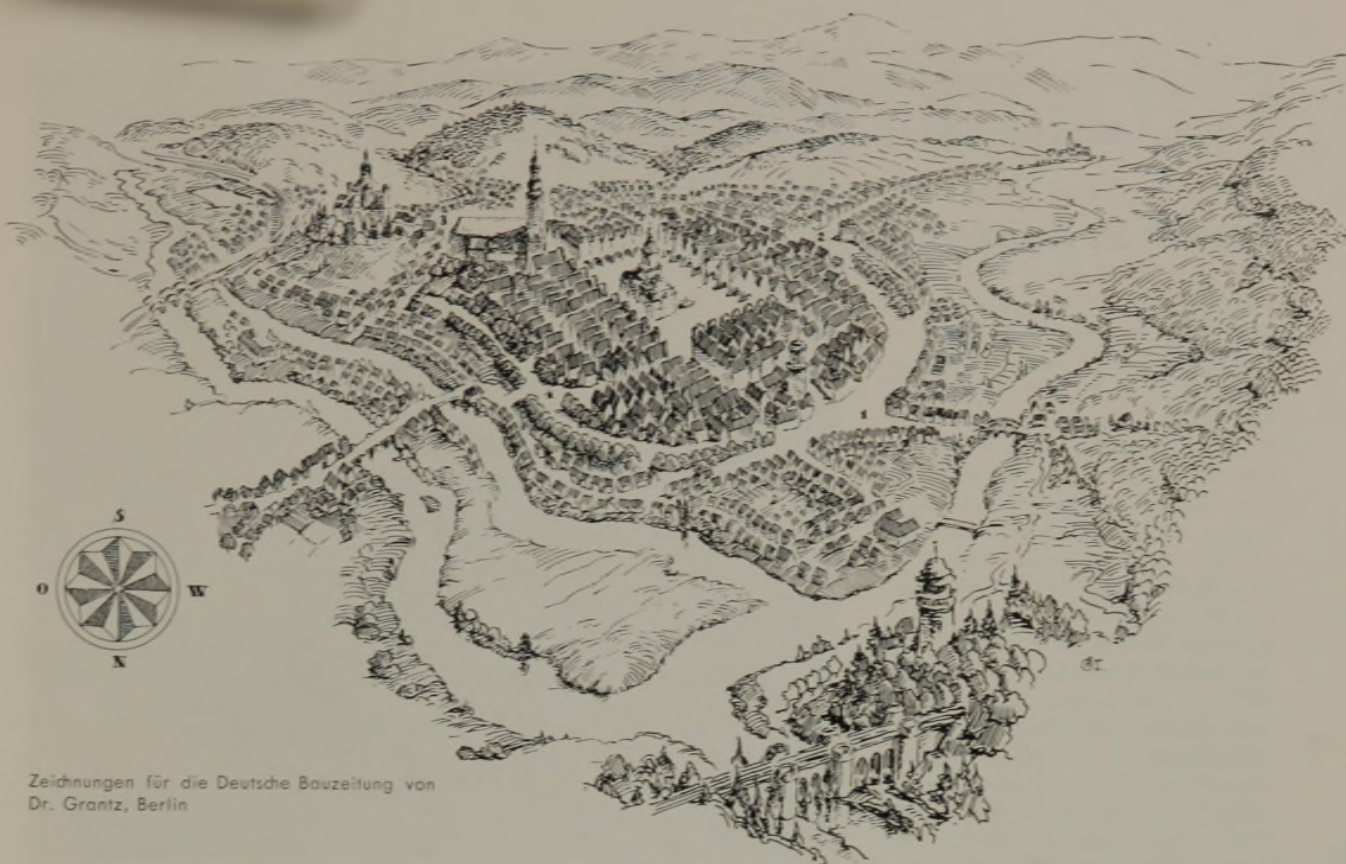
Die Altstadt Fulda (2) zeigt als Herzstück einen nord-südlich verlaufenden Straßenmarkt von länglicher Grundrißform. An seinem unteren breiten Abschnitt stellt sich die zweitürmige Pfarrkirche bescheiden in die Reihe. Der heutige Barockbau umhüllt ebenso wie der Dom einen romanischen Kern. — Die unregelmäßigen Baublöcke, die das Herzstück umgeben, umschloß nach außen hin seit dem 12. Jahrhundert eine Bruchsteinmauer von ziemlich geradläufigem rechteckigen Umriß, deren Ansatzpunkt unweit des Stiftes in dem Jungfernturm unserer Zeichnung noch kenntlich wird. Das späte Mittelalter schob die Grenzen der Stadt noch einmal nach Westen und Süden vor unter Belassung des Heilig-Geist-Hospitals vor den Toren (Bildrand rechts).

Für den starken Aufschwung der daniederliegenden Stadt im Anfang des 18. Jahrhunderts zeugt neben dem Neubau des Domes das Schloß (3) mit Schloßgarten und Orangeriegebäude. Damals erfolgte die Überbauung des Waidesbaches, eine „Reinigung“ des Stadtbildes von mittelalterlichen Überresten und eine Verlagerung des Durchgangsverkehrs Frankfurt—Leipzig auf die Ausfallstraße zwischen Schloß und Dom.

Der Bahnhof (4) fand einen günstigen Platz im Osten, die Bahnlinie verläuft annähernd parallel der einstigen östlichen Mauer und bewirkt, daß sich alsbald der Zwischenraum im Raster-system füllte. Bahnlinie und Fluß wirkten zusammen zugunsten einer Längsentwicklung, während die Ausbaupläne der Gegenwart die Hänge jenseits der Bahnlinie erschließen wollen, ebenso ein entsprechendes Gebiet links des Flusses.

Fulda nennt man heute mitunter die „Stadt des Barock“ und ruft damit einen Vergleich mit Würzburg und Bamberg hervor, den man vielleicht auch nicht zu scheuen brauchte. Die Bedeutung der Stadt ist aber doch wohl weiter zu fassen. Eindringlicher, wenn auch weniger laut als jener Barock reden die selten gewordenen Kostbarkeiten baulicher Art aus romanischer und vorromanischer Zeit, besonders die kleine Michaeliskirche neben dem Dom oder die Peterskirche auf den Vorbergen der Rhön. Sie bekunden uns, daß an dieser Stätte vor 1000 Jahren einmal seinen Anfang nahm, was „Deutsche Baukunst“ werden sollte.

Dr. Grantz



Zeichnungen für die Deutsche Bauzeitung von Dr. Grantz, Berlin

## 52. Hirschberg (Riesengebirge)

Hirschberg, ringsum eingebettet in das hügelige Vorland des Riesengebirges, im Mündungswinkel des Bober und Zacken, gehört zu den gegründeten Städten. Der Gründungsakt wird für das Jahr 1111 vermutet und dem damaligen Landesherrn Boleslaus zugeschrieben. Weniger durch die Gunst ihrer Lage als durch den Fleiß ihrer Bewohner und deren politischen Weitblick kam die Stadt schrittweise in den Besitz aller landesherrlichen Rechte (auch der „höheren Gerichtsbarkeit“) und ihre Wirtschaft zu reichster Entfaltung. Bergbau, Leinenweberei und Tuchhandel blühten bereits im 14. Jahrhundert. Besonders vorteilhaft aber erwies sich für Hirschberg das Schleiergewerbe, das von einem wandernden Schustergesellen Joachim Girth 1470 durch Einführung des holländischen Webstuhls begründet worden ist und das man sich noch im Jahre 1630 auf dem Regensburger Reichstag als Monopol bestätigen ließ.

Beim Ansturm der Hussiten hatte die Stadt bereits 1427 gelitten. Damals gelang ihr die Abwehr; im 30jährigen Kriege dagegen fiel sie wechselnd den kämpfenden Gewalten zum Opfer. Am 19. Juli 1634 lag sie, wie es heißt, „binnen drei Stunden in Asche“. Der zähen Lebenskraft ihrer Bürger gelang der Wiederaufbau erstaunlich schnell. Den Reichtum der Hirschberger Schleierherren, ihre Patrizierbauten, die prunkvolle Gnadenkirche und die Grabkapelle, welche sie umgeben, soll Friedrich der Große mit Überraschung festgestellt haben, als er die Stadt als künftiger Landesherr zum ersten Male betrat.

Die einstige Weberstadt ist im 19. Jahrhundert nicht so sehr Industriestadt geworden wie Gera u. a. Abgesehen von der Zellulose- und Papierfabrikation ist sie in starkem Maße heute Fremdenort und verdankt diese Eigenschaft nicht nur ihrer eigenen großen Schönheit und der Anmut ihrer noch völlig unentstellten Umgebung, sondern auch dem Umstand, daß sie für die meisten deutschen und — skandinavischen Reisenden den gegebenen Ansatzpunkt bildet zu allen Wanderungen ins Riesengebirge. (32 000 Einwohner.)

Die Stammesburg stand auf dem Hausberg (Vordergrund rechts). Sie ist 1443 von den Hirschbergern vor-

sorglich abgetragen worden, um sie nicht noch einmal zu ihrer Zwingburg werden zu lassen.

Die gegründete Stadt liegt, von der Burg aus gesehen, jenseits des Zacken. Sie ist klein von Umfang und bewahrt in ihrem Grundriß, gleichsam als ältestes Baudenkmal, den einfachen und übersichtlichen Plan der ersten Anlage auf: einen rechteckigen Marktplatz im Mittelpunkt, auf den die drei wichtigsten Verkehrsstraßen münden. Vor den Ausgängen der drei Straßen (1, 2 und 3) stand je ein Tor, von denen zwei sich noch teilweise erhalten haben. In der vierten Richtung, zum Bober hinab (4), führt die schmalere Pfortengasse. Mitten auf dem Marktplatz erhebt sich das Rathaus, etwas abseits die Kirche.

Der Umfang der Altstadt wurde schon Anfang des 18. Jahrhunderts überschritten. Die Entwicklung fand Ausdruck durch die 1718 fertiggestellte kuppelgekrönte Gnadenkirche draußen vor dem Schildauer Tore (3) sowie durch die Anlage der Unterstadt, die sich im Mündungswinkel zwischen Bober und Zacken der Altstadt vorgelegt hat.

Das 19. Jahrhundert erzeugte das Bahnhofsviertel noch jenseits der Gnadenkirche in der üblichen Rastermanier; die neuzeitliche Entwicklung geht einerseits den Bober aufwärts, andererseits in der Form der Einzelbebauung auf die waldreichen freundlichen Hügel im Süden.

Hirschbergs schönstes und eindruckstärkstes Baudenkmal ist der Markt, den das 12. Jahrhundert in seinen Umrissen geschaffen und das frühe 18. Jahrhundert mit den heute noch stehenden Bürgerhausfronten besetzt hat. Kein Haus gleicht dem anderen peinlich genau, und doch verschmelzen alle zur Einheit durch den damals noch gesicherten „Stil“ und durch die allgemeine Verwendung der Laube. Die Lauben bilden zusammen einen überwölbten Gang, etwas gegen die Straße erhöht, weil unter ihnen die Keller liegen.

Nach außen hin bekundet sich das Stadtbild durch die drei Türme, die wie gewöhnlich sichlich miteinander verwandt sind und von denen der Turm der Pfarrkirche nicht nur durch seine Höhe, sondern auch durch die Feinheit seines Umrisses die anderen überragt.

Dr. Grantz

## Besuch in Kopenhagen

Otto Zieler, Berlin

Der Eindruck Kopenhagens auf den Fremden ist verschieden, je nachdem er, das wechselnde dunstverschleierte Bild der türmereichen Stadt schon aus weiter Entfernung bewundernd, sich ihr zu Schiff vom Sund allmählich nähert oder von der alten Königsstadt Roskilde her an neuen Siedlungen entlang mit der Eisenbahn einfährt. Am Landeplatz des Hafens empfängt ihn der stille achteckige Amalienborgplatz mit der Stadtwohnung des Königs, dem schönen Reiterdenkmal Frederiks V. und dem Blick auf die Kuppel der Frederiks- oder Marmorkirche. Der Platz ist der Mittelpunkt des einstigen Adelsquartiers, ein in Anlage und sorgfältigster Einzelausbildung ganz in französischem Geiste des 18. Jahrhunderts durchgeführtes Kabinettsstück edelster Stadtbaukunst. Erst durch die anschließende, mit Palästen des Barock und Rokoko gesäumte Bredgade, die sich heute zu einer vornehmen Geschäftsstraße ähnlich den Berliner „Linden“ oder dem Kurfürstendamm entwickelt hat, gelangt man zum Kongens Nytorv (Königsneumarkt), dem Verkehrsknotenpunkt am Eingang zur Altstadt und zum ehemaligen Hafenviertel.

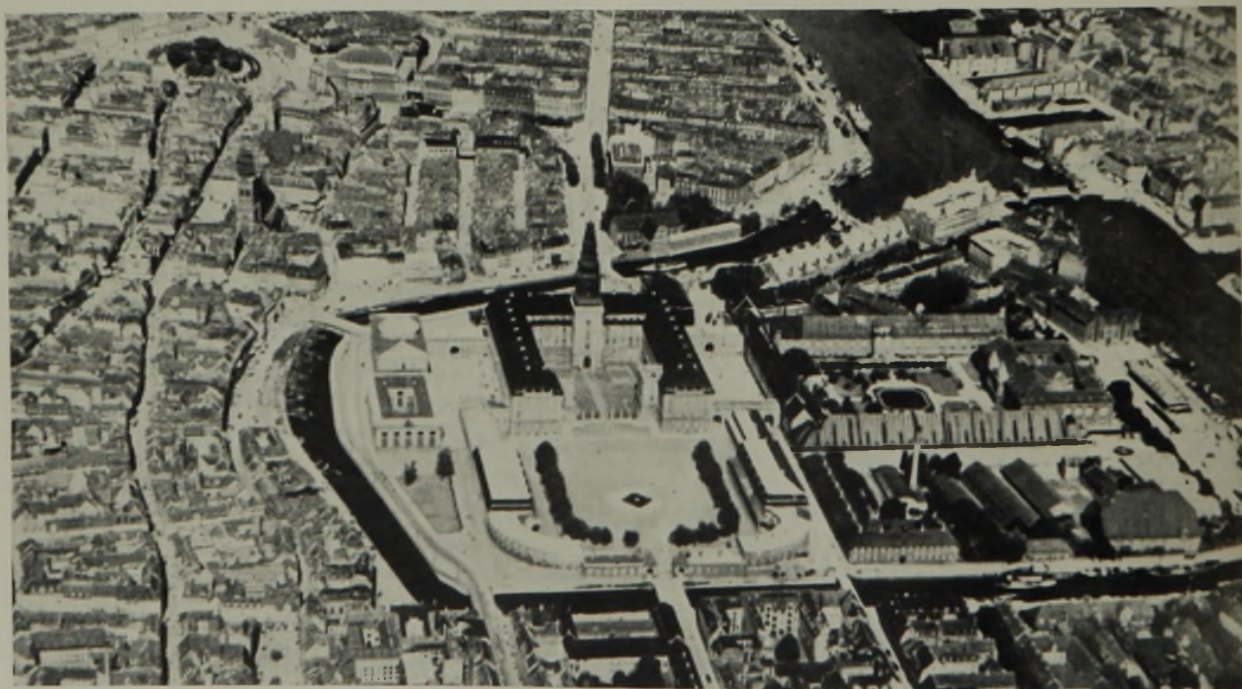
Der neue Hauptbahnhof dagegen öffnet sich unmittelbar zur Vesterbro-



1 Lageplan der Innenstadt 1:30 000

gade, einer der westlichen Ausfallstraßen, die nach wenigen Schritten zum Rathausplatz, dem vom lebhaftesten Großstadtverkehr durchfluteten heutigen Hauptverkehrsmittelpunkt Kopenhagens führt. Der Platz liegt auf dem ehemaligen Festungsgelände an der Ausmündung der wichtigsten Geschäftsstraße der Altstadt, des ehemals vom Hafenviertel nach Roskilde führenden gewundenen

Handelsweges des „Strög“ (Strich). Er bildet das Gelenk zwischen der Innenstadt und den westlichen und südlichen Außenbezirken, fast genau an der Stelle, an der der Ostwest- und Nordsüdverkehr, wenn sie das Stadttinnere nicht durchschneiden brauchen, sich kreuzen, ein Aufnahme- und Verteilungsbecken namentlich für den Umgehungsverkehr.



2 Luftbild der Schloßinsel. In der Mitte Schloß Christiansborg. Links vom Schloß die Hansensche Schloßkirche und das Thorvaldsenmuseum, rechts die Börse, das Reichsarchiv, die Bibliothek und das Zeughaus. Am oberen Bildrand links Kongens Nytorv



3 Nybodersiedlung im Zeilenbau aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts



4 Nybodersiedlung. Kopfseiten der Hauszeilen

Bei näherem Zusehen jedoch erweist sich das architektonische Gesicht der Stadt als ziemlich einheitlich, weniger in den Einzelformen als in der Höhe des künstlerischen Niveaus. Den Grund dazu legten vor allem die beiden großen Brände am Anfang und Ende des 18. Jahrhunderts, die den größten Teil der damaligen Stadt in Asche legten. Sie waren zwar ohne Einfluß auf das unregelmäßige Straßennetz der Altstadt, es blieb in seiner Linienführung, in seiner Enge und Winkligkeit im wesentlichen erhalten. Aber sie vernichteten das frühere, halb mittelalterlich, halb holländisch gestimmte Stadtbild aus dem 17. Jahrhundert, wie es uns in den schönen Stichen von Thuras „Danske Vitruvius“ entgegentritt. Schloß Rosenborg, Börse und einige Wohnhäuser und Kirchen sind die wenigen Zeugen davon. Der



5 Hof zwischen Schloß Christiansborg und dem Reichsarchiv

gleichzeitige Wiederaufbau ganzer Straßen führte unwillkürlich zu mehr oder weniger gleichen Haushöhen und die Not der Zeit zu einer sachlichen, strengen, flächigen Architektur ohne reiche Ornamentik und so zu geschlossenen Straßenwänden. Es war wie ein Abschütteln des fremden, durch Christian IV. gepflegten Kunstgeistes und ein Wiederbesinnen auf die eigene Kraft, wie sie in „Nyboder“, der während des Dreißigjährigen Krieges begonnenen Matrosensiedlung, sich entfaltet hatte (Abb. 3 u. 4).

Die in der Nachkriegszeit entstandenen zahlreichen neuen Wohnviertel zeigen meist eine starke Verwandtschaft mit diesen alten Straßenzügen (Abb. 7 u. 8). Sie sind ganz sachlich aus dem Wesen des Miethauses mit den Elementen der Wohnung und ihrer Teile, der rhythmischen Gruppierung von Eingängen, Treppenhäusern, Balkonen entwickelt, frei von Stillexerei, Zickzackornamentik, Fensterbändern und sonstigen romantischen Moden und Experimenten. Ihre einheitliche Form wurde wie bei uns begünstigt durch den gleichzeitigen Bau ganzer Häuserblocks infolge Verdrängung der Einzelbauherren und -unternehmer durch Wohnungsgesellschaften und die Bauverwaltung der Gemeinde. — Selbstverständlich finden sich daneben auch Mißgriffe und Übersteigerungen (Abb. 9).

Die ganze Entwicklung mag ihren letzten Grund in landschaftlichen und rassischen Gegebenheiten haben. Es scheint eine ununterbrochene Linie zu gehen von den unendlichen Wasserflächen und langen Küstenstrichen, dem weiten Flachland, den wie



selbstverständlich aus ihnen herauswachsenden ruhigen Dachlinien und geschlossenen Hauskörpern der Bauerngehöfte und Herrnsitze und den verwandten älteren Straßenzügen Kopenhagens bis zu der neuzeitlichen, oft fast asketisch einfachen, sachlichen Wohnbaukunst. Dieser vielleicht unbewußt im Volke lebendige Formwille zu Einfachheit und Sachlichkeit ist auch das beste Teil der Kunst des berühmten Architekten C. F. Hansen, mehr als die

von ihm gepflegten, der Antike entnommenen Motive und Einzelformen, denen er seinen Ruhm verdankt. Sie sind, bei aller Feinheit im einzelnen, oft mehr äußerliche, mit dem Bauwerk nicht organisch verwachsene oder aus ihm entwickelte selbständige Architekturstücke (Abb. 12). Stärker mit der alten Tradition verbunden erscheinen die klassizistischen Neigungen eines einflußreichen Teils der heutigen Kopenhagener Architektenschule (Abb. 11).

**6 Haus aus dem 18. Jahrhundert** in Christianshavn. Gelber Putz

Auffallend für den Fremden ist, daß nicht nur in den Geschäftsstraßen der Innenstadt, sondern auch in den Außenbezirken der Hochbau bis zu fünf, selbst sechs Geschossen stark überwiegt, auch bei Kleinwohnungen (Abb. 7 bis 9). Der Flachbau (Abb. 10) und das Kleinhaus nehmen in der

**7 Miethausblock aus dem Jahre 1925** mit öffentlicher Gartenanlage



neuzeitlichen Bautätigkeit nicht entfernt den Raum ein wie bei uns. Das ist in gesundheitlicher Hinsicht freilich nicht so schlimm, als es, bei einer Einwohnerzahl von 800 000, zunächst scheinen möchte. Den starken Befestigungsring, der Kopenhagen und die Hafenstadt Christianshavn umschloß, hat man klugerweise als Grünanlage bis heute im wesentlichen erhalten. Er bedeutet besonders in seinem westlichen Teil mit dem

mehr als 200 m breiten Glacis der Seenkette, die unterirdisch mit dem Meer in Verbindung steht, eine städtebaulich, verkehrstechnisch und gesundheitlich äußerst wertvolle Sicherung der Innenstadt, die sich in einer Breite von nur 1200 m zwischen ihm und dem als Hafen dienenden Oeresundarm hinzieht. Dieser Meeresarm bespült unmittelbar ihren Ostrand und trägt durch seine Stichkanäle mit Handel und Verkehr auch



**9 Übersteigerung der Sachlichkeit** bei einem sechsgeschossigen Kleinwohnungsblock



**8 Miethaus am Toldbodvej.** Roter Backstein. Balkongitter aus Messing

frische Brise fühlbar bis zum Kongens Nytorv und um die Schloßinsel. Der prächtige Park des Schlosses Frederiksberg, breite baumbepflanzte Ausfallstraßen, Friedhöfe, städtische Erholungsparks, Sportplätze, Wohnhöfe mit z. T. öffentlichen Grünanlagen (Abb. 7) sorgen für Auflockerung und Luft auch in den Außenbezirken.

Für den Verkehr werden die ehemaligen Wallanlagen immer ein willkommenes Ventil bilden, wenn der wachsende Ausbau der Insel Amager und der westlichen Außenbezirke das Maß des für die Innenstadt erträglichen Durchgangsverkehrs überschreitet. Sie haben beim Bau des neuen Hauptbahnhofs bereits die Durchführung der Eisenbahn durch die Stadt mit Hilfe einer Tunnel- und Einschnittbahn ermöglicht. Sie kön-

**10** (unten) **Neuere Reihenhäuser**





11 Eingangshalle des Polizeigebüdes

nen jederzeit das Anschwellen des Verkehrs auf den alten Hauptlinien verhindern, indem sie den Umgehungsverkehr aufnehmen und so die Notwendigkeit, ein altes Verkehrsstraßensystem beizubehalten und mit großen Kosten auszubauen, hinaufzögerlich machen. Sondermaßnahmen für einzelne Straßen, wie das Herausziehen der Straßenbahn aus den beiden Hauptgeschäftsstraßen, wo nötig, Anordnung von Einbahnverkehr für die Straßenbahn, vor allem deren Entlastung durch systematische Steigerung des Radfahrverkehrs mit Hilfe bequemer Radfahrwege, haben

sich so günstig ausgewirkt, daß eine Regelung durch besondere Verkehrsbeamte selbst in der Innenstadt entbehrlich, durch Lichtsignale nur an den schlimmsten Straßenkreuzungen notwendig ist. Mehr als der Motor beherrscht das Fahrrad die Straße. In ganzen Gruppen, in langen, nicht endenwollenden Reihen, in förmlichen Kavalkaden durchziehen die „cyclister“ die Stadt.

Der Personenverkehr regelt sich, unterstützt durch gute Disziplin, automatisch durch 2 bis 3 m breite, von zwei Reihen der üblichen Eisenkapfen begrenzte Übergänge. Selbst

die Kinderwagen sind dabei nicht vergessen: In den etwa in breiteren Übergängen notwendigen Verkehrsinseln sind schmale Durchfahrten für sie ausgespart. In der Hafengegend wird ein Teil des Personenverkehrs auch von Motorbooten versehen.

Das Schmerzenskind für den Fahrverkehr ist die Schloßinsel (Abb. 2), über die allein der von Kongens Nytorv kommende Straßenbahn- und Lastverkehr Amager und den Rathausplatz erreichen kann. Sie ist, da sie früher nur den uralten Verkehr Altstadt—Christianstadt—Amager zu vermitteln hatte, durch einen breiten geschlossenen Block (Börse, Ministerialgebäude, Reichsarchiv, Zeughaus, Kgl. Bibliothek, Schloß Christiansborg, Thorwaldsenmuseum) nach Westen abgeriegelt. Die zum größten Teil sehr wertvolle Architektur und die Engigkeit auch der hinter dem Block liegenden Bebauung erschwert die Lösung des Verkehrs hier außerordentlich. Doch hat man die Aufgabe, architektonisch mit bemerkenswertem Geschick, bereits in Angriff genommen durch den Einbau einer Kolonnade in das Nationalmuseum zur Aufnahme des Fußgängerverkehrs und durch den Neubau einer Brücke.



12 Frauenkirche mit Universitätsgebäude in der Mörregade (Arch. C. F. Hansen)

Hauptschriftleiter: Erich Fäse, Berlin-Reinickendorf — Anzeigenleiter: Richard Albrecht, Berlin-Wilmersdorf — DA. IV/37 5000, z. Z. gültig Anzeigenpreisliste 5 — Druck und Verlag: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin SW 68, Beuthstraße 6/8. Fernsprecher des Verlages und der Schriftleitung: Sammel-Nr. 16 58 91. Postscheck: Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt, Berlin 20 781, Wien 156 805. Bank: Dresdner Bank, Dep.-Kasse 65, Berlin SW 19, Am Spittelmarkt 4-7 — Für nicht verlangte Einsendungen keine Gewähr. Alle Rechte vorbehalten. Erscheinungstag Mittwoch — Bezugspreis monatlich — einschließlich der 32seitigen Kunstdruckbeilage — 3,40 RM, bei Bezug durch die Post einschl. 9,92 Rpf. Zeitungsgeb. zuzügl. 6 Rpf. Bestellgeld — Einzelheft 75 Rpf. (Die Kunstdruckbeilage wird nur bei Abnahme sämtl. Hefte eines Monats abgegeben.) — Abbestellungen nur mit monatlicher Frist jeweils zum Ablauf des Kalendervierteljahres. — Anzeigenpreise laut Tarif (46 mm breite Millimeterzeile oder deren Raum 18 Rpf. Stellengesuche 10 Rpf.) Anzeigenschluß für Stellenmarkt Freitag. Anzeigennachdruck verboten. „Eingeschriebene“ oder ungenügend frankierte Offerten werden nicht angenommen.